1,50 DM / Band 45
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Ryder del Gado

Die Killer-Schatten

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Die Killer-Schatten

Damona King Nr. 45

von Martin Eisele

erschienen am 17.11.1980

Die Killer-Schatten

Die sieben Hohepriester Ghulghanaars waren tot, die Puppenkönigin und ihre grausige Gefolgschaft ebenfalls. Eine fürchterliche Invasion des Bösen hatte ihr Ende gefunden. Wien erwachte aus einem real gewordenen Alptraum. Die Menschen konnten aufatmen.

Trotzdem wurde nachträglich der Notstand ausgerufen und eine Kommission mit der Klärung der geheimnisvollen Vorgänge beauftragt. Die Erfolgsaussichten waren gering. Aber man wollte Gewißheit haben, wollte sicher sein, daß so etwas nie wieder passieren konnte.

Dabei unterlief den Verantwortlichen allerdings ein schwerwiegender Denkfehler. Sie gingen von der Voraussetzung aus, die ganze Angelegenheit sei mit der Vernichtung der Hohepriester und der Puppen erledigt. Aber das war sie nicht!

Ghulghanaar, der Dämon aus der Sphäre des Wahnsinns – jenes bizarre Wesen, das die Puppeninvasion angezettelt hatte – lebte noch immer! Und zwar auf einer Mikrowelt im Zentrum der Erde. Dorthin hatte er sich begeben, um die Moordrohr aufzusuchen, jene bösen Götter, die vor Urzeiten über die Erde herrschten. Nach wie vor hielt Ghulghanaar an seinem Plan fest, war tödlich entschlossen, Beherrscher von Menschen und Dämonen zu werden. Die Moordrohr sollten ihm dabei behilflich sein.

Abgesehen von der momentan noch zweifelhaften Bereitschaft der Moordrohr, ihm tatsächlich Unterstützung zukommen zu lassen, gab es für Ghulghanaar jedoch ein weiteres wesentliches Handicap: die Rückkehr auf die Welt der Menschen. Nach dem Tod seiner sieben Hohenpriester gab es niemanden mehr, der den magischen Flammentunnel entstehen lassen konnte, der allein zur Oberen Welt zurückführte.

Ghulghanaar – so schien es – war gefangen.

Und mit ihm Mike Hunter, der ihm auf die Mikrowelt der Moordrohr gefolgt war.

Das war der Stand der Dinge, als Damona King in Wien-Schwechat in die Maschine des King-Konzerns stieg, die wenig später mit Flugziel Edinburgh startete.

***

Die Luft flirrte, und in der Ferne war das dumpfe Grollen des Donners zu hören. Windböen peitschten die sich hebenden und senkenden Wellenberge. Mächtige Brecher rasten immer wieder heran, krachten gegen den Zcoorr-Segler und ließen ihn schlingern.

Vor ungefähr einer Viertelstunde hatte es angefangen. Übergangslos hatte sich der hitzegeschwängerte Himmel in trübe Nebelschwaden gehüllt. Tiefschwarze Wolkenberge waren aufgetaucht. Es wurde kühl.

Jetzt waren die Wolkenberge überall. Tief hingen sie über dem Meer. Vom flammenden Rot des Himmels war nichts mehr zu sehen.

»Ho! Jetzt lernst du unsere Welt richtig kennen, Mike Hunter!« knurrte Kaath, der ehemalige Kapitän des Seglers. Mike hatte ihn im Zweikampf besiegt und sein Leben geschont. Seither waren gut sechs Stunden vergangen, und der Zcoorr hatte sich als fairer Verlierer erwiesen. Er versuchte keine Tricks. Trotzdem gab es für Mike keinen Zweifel daran, daß er ihn auslieferte, sobald sie ihr Ziel, die am Westufer des Meeres Ghornaam gelegene zentrale Wabenstadt der Moordrohr, erreicht hatten. Aber dieses Ziel lag momentan noch so weit entfernt wie – wie die Obere Welt. Mike hatte andere Sorgen.

»Du übernimmst das Kommando«, befahl er knapp.

»Und wenn ich mich weigere?« fragte Kaath grinsend zurück.

»Schließlich bist du der Kapitän. Du hast mich gefordert und mit

dieser Forderung Anspruch auf die Führerschaft erhoben. Du hast gesiegt. Also…«

»Du wirst das tun, was ich dir sage, Kaath. Du wirst es tun, weil du am Leben bleiben und mich wohlbehalten in Moordrohr abliefern willst. Klar?« Mike sah ihn an. Ein harmloses Lächeln kerbte sein sympathisches Gesicht. Nur seine Augen, die lächelten nicht.

Die glommen in einem eiskalten Licht.

Der Zcoorr erwiderte den Blick einige Herzschläge lang, schließlich zuckte er die Schultern und nickte. »Du bist der Kapitän. Dein Wort gilt«, murmelte er und wandte sich ab. Wenig später brüllte er seine Befehle.

Mike entspannte sich. Er sah wieder auf die tosende Wasserwüste hinaus. Bei diesem Wetter und mit ihm als Kapitän hätte der Segler keine Chance gehabt. Er bereute seinen Entschluß nicht.

Noch heftiger orgelte und heulte der Wind. Gischt sprühte an Bord und durchnäßte Mike. Die Schulterwunde, die er vom dem Schwertkampf gegen Kaath davongetragen hatte, war versorgt und verbunden worden, aber jetzt pochte dumpfer Schmerz in ihr. Die Kälte machte Mike zu schaffen.

Aber er dachte nicht daran, seinen Standort zu verlassen und sich in seine Kajüte zurückzuziehen. Es war klar, daß Kaath sehr bald alle verfügbaren Männer an Deck brauchte.

Das Wetter verschlechterte sich noch mehr.

Der Donner war jetzt nahe. Wie Explosionen rollten die Schläge über das brodelnde Wasser. Blitze zuckten auf, verästelten sich – und erloschen.

Kaath brüllte dessen ungeachtet. Der Wind riß ihm seine Worte von den Lippen, zerstückelte sie, so daß man schon verdammt genau hinhören mußte, um mitzubekommen, was er geschrieen hatte.

In dicken schweren Tropfen prasselte der Regen auf sie herunter.

Die Decksplanken wurden schlüpfrig. Jeder Schritt mußte vorsichtig gesetzt werden, wollte man nicht riskieren, zu stürzen und über Bord gespült zu werden.

Der erste Brecher donnerte über Deck.

Die Zcoor schrien.

Mike krallte sich an der Reling fest. Die Wassermassen rauschten an ihm vorbei.

Dann war Kaath plötzlich wieder an seiner Seite. »Weg hier!« brummte er und riß Mike mit sich.

Schnell und geschmeidig hastete er mit ihm zum Mitteldeck. Dort ragte der Mast auf. Die Segel waren eingeholt und lagen sauber verschnürt am Boden.

Wie eine Nußschale tanzte der Segler in der aufgewühlten See. Ein Brecher nach dem anderen schüttete seine Massen über die Planken.

Das Holz ächzte. Taue scheuerten. Ein Höllenspektakel!

»Wir kommen durch!« meinte Kaath trotzdem zuversichtlich. Er schien jetzt ganz in seinem Element zu sein.

Mike tat es einigen Zcoorr gleich: Er band sich mit einem lose herumhängenden Strick am Mast fest. Die nächste Woge krachte voll über sie herein und drückte den Segler tief ins Wasser… Viel zu tief!

Würgend schluckte Mike die tosende, schäumende Brühe, dann hielt er den Mund geschlossen. Eine Ewigkeit mußte er unter Wasser ausharren… Dann war plötzlich wieder Luft um ihn herum!

Luft! Er pumpte sie in seine schmerzenden Lungen hinein.

Was er jetzt sah, konnte er kaum fassen!

Das Wetter klarte auf!

Einige hundert Meter voraus gab es einen hellen, roten Riß in der kochenden, wabernden Düsternis. Der Segler tänzelte genau darauf zu.

Drei Zcoorr hielten das gewaltige Steuerrad. Kaath war bei ihnen.

Er brüllte etwas, das im Tohuwabohu des Sturms unterging. Aber die Zcoorr brüllten zurück, wild, verwegen erschienen sie Mike in diesem Augenblick. Und unwillkürlich fragte er sich, warum sich dieses Volk den Moordrohr unterworfen hatte. Warum hatten sie nicht auf ihrer Selbständigkeit bestanden?

Sie sind böse, hatte Layja, das Para-Ego der Baumblume Yytanaa, behauptet. Aber das schien ihm nicht der rechte Ausdruck zu sein.

Die Zcoorr waren wild, unberechenbar, zynisch – keinesfalls jedoch ausschließlich böse. Oder täuschte er sich? Egal. Er war und blieb auf der Hut.

Immer näher kam der Riß in der Wolkenwand. Das rote Licht des Himmels flammte heller, fraß sich förmlich in die Düsternis hinein.

Mike konnte es kaum glauben, daß sie so glimpflich davonkamen.

Der Wind blies jetzt vom Heck her – und trieb den Segler vor sich her. Trotz der gekappten Segel machte er gute Fahrt. Die Zcoorr jubelten. Und mit ihnen Mike.

Mit einigen schnellen Handgriffen band er sich los. Der Zcoorr neben ihm machte es ihm nach. Er war noch jung. Möglicherweise zum ersten Mal in Kaaths Mannschaft.

Er schaffte es in Rekordzeit, freizukommen. Mit einem jubelnden Aufschrei eilte er los.

Da krachte von Steuerbord her ein gigantischer Wellenberg über den Segler herein. So rasend schnell ging das, daß niemand darauf gefaßt war. Die Welt versank in einem tosenden, brüllenden, brodelnden, kreischenden Orkan!

***

Mike sah, wie der Junge auf das Deck geschmettert wurde. Verzweifelt versuchte er sich irgendwo festzuklammern. Seine

tastenden Hände schrammten über die Planken. Immer näher kam er der Reling!

Und dann krachte er dagegen. Mit einem verzweifelten Schrei hielt er sich daran fest. Wie lange er das durchhalten konnte, war an fünf Fingern abzuzählen.

Mike konnte nicht tatenlos zusehen.

Irrsinnig schnell schlang er das Seil um den Mast, knüpfte es fest.

Am freien, langen Ende hielt er sich fest und kroch los.

Ein neuer Brecher donnerte über ihn weg. Der Schlag tat höllisch weh. Mike wurde mitgerissen. Ein paar Meter weit. Das Seil surrte durch seine Hände, riß sie blutig. Aber er hielt. Es war seine einzige Verbindung zum Leben!

Dann war es ausgestanden.

Er bekam wieder Luft in seine Lungen. Jeder Atemzug schmerzte.

Aber er kroch weiter.

Noch zwei Meter bis zu dem Unglücklichen.

Der Brecher hatte ihn fast geschafft. Er würgte, übergab sich. War am Ende seiner Kraft.

»Nicht loslassen, Junge!« brüllte Mike.

Der Zcoorr hob seinen Kopf, sah zu ihm herüber. Hoffnung flackerte in seinen Augen auf.

Mike biß die Zähne zusammen. Gleich hatte er es geschafft. Aber wenn jetzt ein weiterer Brecher kam, dann…

Irgend jemand brüllte.

Kaath.

Das war Kaaths Stimme. Aber Mike verstand nichts. Ein Sausen und Dröhnen war in seinen Ohren, das alles andere übertönte. Wie verrückt hämmerte sein Herz.

Noch einen Meter.

Mike warf sich vorwärts. Seine rechte Hand krallte sich in die des Zcoorr.

»Nur ruhig, Junge«, sagte Mike beschwörend, während er ihn festband.

Wieder brüllte Kaath. Seine Stimme überschlug sich. Endlich begriff Mike: Der Zcoorr wollte ihn warnen. Warnen? – Vor was?

Mikes Kopf ruckte hoch!

Er erschrak bis ins Mark!

Über ihm schwebten drei gigantische Schlangenschädel! Die Dinger waren so groß wie ein Haus, mit schleimig schillernden, grünschwarzen Schuppen überzogen und saßen auf einem stämmigen, ebenfalls grünschwarz geschuppten Hals, der aus dem brodelnden Wasser jenseits der Reling ragte. Hin und her pendelten die Schädel.

Die grellgelben, sichelförmigen Augen glühten. Sekundenlang glaubte Mike, wie magisch von ihnen angezogen zu werden, in sie

hineinstürzen zu müssen. Der Eindruck verschwand im nächsten Sekundenbruchteil.

Das reale Geschehen lief wie im Zeitraffer ab. Unheimlich langsam, und doch viel zu schnell, um noch großartig reagieren zu können.

Die riesigen Mäuler klafften auf, zeigten zwei Doppelreihen nadelspitzer, blutroter Reißzähne! Speichel troff heraus. Eine grünliche Spaltzunge glitt erregt vor und zurück. Dann geschah es!

Die drei Schädel stießen synchron auf Mike herunter!

***

»Er muß sterben!« grollte Asmodis. Die finstere Aura, die seinen gewaltigen Körper wie ein Film umhüllte, glühte bei diesen Worten auf. Das Böse, das von ihm ausstrahlte, erfüllte sekundenlang körperlich spürbar den großen Audienzsaal seines Höllenpalastes.

Zer-Barkara nickte. »Ihr habt recht, Fürst. Er ist eine Gefahr für uns alle, und ich verstehe nicht, wie Satan – er sei gepriesen – zu der Entscheidung gelangen konnte, ihn gewähren zu lassen!«

Asmodis machte eine wegwerfende Handbewegung. »Die Urmächte des Bösen… Die kosmischen Mächte. Was weiß ich. Irgend jemand hat eingegriffen und Partei bezogen.«

Zer-Barkara räusperte sich. Sein Blick wurde dunkel und verschlagen. »Und – man kann nichts tun, Fürst?«

Asmodis beendete sein unruhiges Auf- und Abschreiten abrupt und sah dem Dämon direkt in die Augen. Schweigen breitete sich aus. Zer-Barkara hielt dem Blick des Fürsten der Schwarzen Familie mühelos stand.

Er wirkte unscheinbar, nach menschlichen Gesichtspunkten geradeso wie ein mittelgroßer Buchhalter – oder Bankkaufmann. Sein Gesicht war rundlich, unter den etwas zu groß geratenen Augen lagen dicke Tränensäcke, die ihm ein verweichlichtes Aussehen gaben. Sein strohblondes Haupthaar war stark gelichtet.

Die Enden seines Schnauzbartes hingen traurig herunter.

Zer-Barkara war klein, der Bauchansatz nicht zu übersehen. Seine übermäßig langen, feingliedrigen Finger befanden sich stets in Bewegung.

Aber diese ganze miese äußere Erscheinung, sein nervöses, zerstreutes Auftreten war Maskerade, Asmodis' wußte es, wußte es nur zu gut. Zer-Barkara war einer der mächtigsten Sippenführer der Schwarzen Familie, von den Seinen geachtet, von jedwedem Gegner gefürchtet. Er war froh, ihn zu seinen treuesten Gefolgsleuten zählen zu können. Ihn – und damit auch die Angehörigen seiner Sippe.

Asmodis räusperte sich. »Wie meinst du das, Zer-Barkara?« fragte er, obwohl er längst ahnte, auf was der Dämon anspielte.

»Nun, eine kleine Intrige…« Das Lächeln auf dem rundlichen Gesicht

verbreitete sich, wurde wölfisch, beinahe gemein.
»Weiter!«
Zer-Barkara neigte seinen Schädel. »Laßt mich kurz rekapitulieren, Fürst. Wie unsere Späher berichteten, weilt Ghulghanaar auf der Mikrowelt Moordrohr, im Zentrum der Erde. Die alten Götter sind es, die er zu seinen Helfershelfern – und, nach erfolgreicher Durchführung seiner Wahnsinnspläne – zu ihm direkt unterstellten Gottheiten über Menschen und Dämonen machen will. Seine bisherigen Unternehmungen in dieser Angelegenheit setzten die kosmische Waagschale von Licht und Finsternis in Bewegung. Zugunsten – der Finsternis. Deshalb mußte Satan wohl entsprechend handeln. Deshalb steht er auf seiten des Wahnsinnigen. Nun hat sich aber zwischenzeitlich einiges zuungunsten Ghulghanaars geändert. Seine Hohenpriester sind nicht mehr. Damona King hat sie vernichtet, sie und die Puppen, die seine Macht in Wien – und später in der ganzen Welt – festigen sollten. Ghulghanaar – und somit die Sache des Bösen – hat eine Niederlage erlitten. Folglich muß Satan zürnen…« Er machte eine Kunstpause und sah Asmodis erwartungsvoll an.
»Das weiß ich alles«, erklärte dieser ungehalten.
»Es ist ganz einfach, Fürst«, sprach Zer-Barkara weiter, diesmal hastiger. »Satan haßt diese Damona King für das, was sie getan hat. Er haßt sie maßlos…«
»Sie ist ihm und mir schon mehrmals in die Quere gekommen!«
»Gewiß, Fürst. Und deshalb folgender Vorschlag: Sorgt dafür, daß Damona King stirbt – und ihr werdet bei Satan fürderhin wieder ein offenes Ohr finden. Ghulghanaar mag zwischenzeitlich ruhig seine Pläne weiterverfolgen – und vielleicht sogar erfolgreich sein. Im richtigen Augenblick bieten wir ihm die Bruderschaft an. Er wird den Frieden akzeptieren, dessen bin ich sicher. Und dann wird man weitersehen. Ich zweifle nicht daran, daß Satan am Ende jenen bevorzugen wird, der ihm am zuverlässigsten erscheint. Und das seid Ihr, Fürst. Damona Kings Tod ist der Preis. Und momentan dürfte sie geschwächt sein… Das bedeutet: leichtes Spiel für Euch!«
Asmodis stieß seinen Atem aus. Ein fauchender Laut entstand. Er dachte nach. Zer-Barkaras. Plan war so neu und originell nicht. Er selbst hatte bereits mit diesem Gedanken gespielt. Nichtsdestotrotz: Es war ein guter Gedanke. Aber er erforderte Geduld… Das, was er momentan am wenigsten aufzubringen bereit war. Er haßte den Emporkömmling Ghulghanaar …
Gleichzeitig aber siegte sein eiskalter Verstand. Er durfte keine Fehler machen. Satan hatte ihn gewarnt, ihm sogar gedroht. Seine Position war momentan merklich geschwächt. Also war es nur logisch, zuerst in dieser Hinsicht aktiv zu werden. Zer-Barkara hatte recht. Außerdem war das alles immer noch besser, als tatenlos auf Ghulghanaars

nächsten Schachzug zu warten.

Asmodis hatte sich entschieden. »Gut, Zer-Barkara«, zischte er lauernd. »Konkret, – was schlägst du vor? Ich sehe dir an, daß du bereits einen Plan hast, wie der elenden Hexe beizukommen ist… Du willst sie doch nicht *nur* töten, nicht wahr? Du hast doch noch etwas mit ihr vor …«

»In der Tat, Fürst. Hört mir zu…« Asmodis bedeutete ihm, zu reden, und Zer-Barkara eröffnete ihm einen teuflischen Plan.

***

Wie von der Sehne geschnellt, kam Mike hoch und warf sich zur Seite. Die drei Schlangenschädel stoppten Zentimeter über dem Deck ab, pendelten herum. Mike wartete nicht darauf. In einem gedankenschnellen Hechtsprung vorwärts brachte er noch mehr Distanz zwischen sich und die Bestie. Aber er war immer noch nicht weit genug weg. Die Schädel fauchten heran. Glühendheißer, stinkender Atem schlug wie eine irrwitzige Brandung über ihm zusammen, raubte ihm den Atem.

Er konnte den Angriff nur fühlen.

Die Schädel schossen hinter ihm her…

Vielleicht konnte er noch einmal ausweichen, aber dann war es aus. Bis er das Schwert gezogen hatte, war es längst zu spät. Dazu das glitschige Deck…

Er rutschte aus und krachte hin. Ein Schädel rauschte über ihn weg. Mikes Nackenhärchen richteten sich auf. Aus den Augenwinkeln heraus sah er die Zcoorr. Schreiend hatten sie ihre Waffen gezückt und vollführten Scheinangriffe. Sie versuchten, die dreiköpfige Bestie abzulenken.

Das klappte nicht.

Die Schlange hatte zwei Opfer greifbar nahe, darauf wollte sie nicht verzichten. Hinter Mike waren reißende, fetzende Geräusche zu hören. Und ein Todesschrei. Das war der junge Zcoorr, den er hatte retten wollen… Alles in Mike krampfte sich zusammen. Ekel und Zorn und Angst – alles mixte sich zu einem einzigen fürchterlichen Gefühlschaos zusammen.

Mike robbte seitwärts weg. Wertvolle Sekunden verstrichen, in denen nichts geschah. Er zerrte sein Schwert aus der Scheide.

Dann sah er den Schemen wieder heranhuschen.

Der Schatten sauste auf ihn herunter!

Mike warf sich herum und schlug zu. Die Klinge fraß sich in den schuppigen Hals. Ein furchtbarer Schrei gellte auf, vermischte sich mit dem überraschten Raunen der Zcoorr. Einige stürmten heran, schlugen, als sie nahe genug gekommen waren, ebenfalls auf die Bestie ein! Ausrichten konnten sie damit nicht sonderlich viel. Sie

stachelten das Monster nur an, reizten es, ließen es vollends verrückt spielen. Die drei Schädel stießen nach den Zcoor. Mike bekam eine Atempause. Eine halbe Sekunde, vielleicht eine ganze. Er rappelte sich hoch. Wankend stand er. Über ihm der Hals der Schlange. Zuckend, pulsierend. Er riß seine Klinge hoch… Aber dieses Mal war er zu langsam. Die Bestie federte davon, die drei Schädel kamen aus verschiedenen Richtungen herangesaust …

Mike schrie.

Dann traf ihn ein heftiger Schlag vor die Brust. Sein Atem wurde ihm aus den Lungen gefetzt, er flog nach hinten. Knochenhart war der Aufprall. Die Schlange hatte ihn regelrecht umgehauen. Jetzt lag er rücklings auf den glitschigen Planken. Spürte das Schlingern des Seglers unter sich. Träge arbeitete sein Verstand.

Und doch: Er wußte, daß er wach bleiben mußte, wenn er weiterleben wollte!

Wieder ein Schlag!

Mike wurde herumgeworfen.

Er fiel.

Sah plötzlich wogendes, schäumendes Wasser unter sich! Er war über Bord geschleudert worden! Die Bestie zog es vor, den Kampf in ihrem ureigenen Element zu entscheiden! Ihn aus dem Wasser zu fischen!

Hart krachte er in das aufgewühlte Wasser! Wasserblasen perlten rund um ihn in die Höhe. Er sank.

Instinktiv hielt er die noch verbliebene Luft in seinen Lungen. Die Kälte, die ihn umgab, tat gut, brachte ihn wieder einigermaßen zu sich.

Sonderlich viel würde ihm das allerdings nicht mehr helfen, stellte er bitter fest. In einem Strudel silberner Perlen wirbelte er durch eine graubraune, schlierige Unendlichkeit. Er vermochte nicht mehr zu sagen, wo oben und unten war. Das war vielleicht – neben der Gewißheit, in den nächsten paar Sekunden den entsetzlichen Druck in Lungen und Kopf nicht mehr aushalten zu können – die schrecklichste Erkenntnis.

Mike machte Schwimmbewegungen.

Verzweifelt hielt er seine Augen aufgerissen. Die Bestie, irgendwo in dieser diffusen, aufgewühlten Hölle mußte sie sich befinden…

Wenn er ihren Rumpf ausmachen konnte, dann konnte er vielleicht herauskriegen, in welcher Richtung die Oberfläche lag.

Verzweifelt warf er sich herum.

Nichts.

Vor seinen Augen zerplatzten winzige Sonnen. Sie verschleuderten rubinrote Helligkeit, die jedoch abrupt wieder erlosch. Der Druck in seinen Ohren wuchs. Die Angst ebenfalls. Dabei war das nicht einmal eine normale Angst… Eher ein verzweifeltes, übermächtiges Gefühl,

weil er hier so hilflos krepierte. Ja, buchstäblich krepierte.
Dumpf hämmerte sein Herz. Wirres Sausen und Tosen pulste in ihm. Da hielt es Mike nicht mehr aus. Sein Mund öffnete sich. Wasser schwappte hinein. Würgend schluckte er. Er wußte, was jetzt kam.
Der Tod.
Es war aus. Diesmal war es aus.
Aber da sah er den Schatten! Ganz kurz nur. Verwaschen. Huschend. Wie ein Irrsinniger strampelte Mike…
Und durchbrach plötzlich dieses Braun, dieses ekelhafte, allgegenwärtige nasse Braun! Krampfartig saugte er die feuchtigkeitsgeschwängerte Luft in seine Lungen. Sein Magen rebellierte. Er erbrach sich. Keuchend schaffte er es, über Wasser zu bleiben. Hoch schwappten die Wellen.
Der Nebel, der dicht über dem Wasser lastete – beinahe damit verwachsen schien – zerfaserte hier und da. Der Himmel spannte sich nach wie vor bleigrau und schwarz über dem brodelnden Meer.
Von dem Segler der Zcoorr war nichts zu sehen.
Der Himmel mochte wissen, wohin er verschlagen worden war.
Mike spürte, wie seine Kräfte zurückkehrten. Er paddelte vorsichtig, drehte sich um sich selbst. Aber das Ergebnis war und blieb niederschmetternd. Der Segler war weg. Der Riß in der grauschwarzen Gewitterwand ebenfalls.
Und die dreiköpfige Schlange?
Vorhin, der Schemen, das war sie zweifellos gewesen. Also lauerte sie irgendwo in der Tiefe… Mike spürte, wie sich in seiner Kehle ein beängstigend großer Kloß bildete. Er mußte an die flüchtige, gleitende Berührung denken, die er vor einigen Stunden gespürt hatte, als er von Ghorn aus zum Segler der Zcoor hinübergeschwommen war.
Vielleicht war das auch die Bestie gewesen…
Es war anzunehmen.
Mike begann zu schwimmen. Ein Ziel hatte er nicht. Ringsum war nur diese wogende, trübe, schäumende Einöde.
Aber er brauchte Bewegung. Die Kälte war inzwischen schon in seinen Körper gekrochen. Es wurde ungemütlich.
Der Regen flutete nicht mehr so wütend vom Himmel. Das Gewitter war ebenfalls dabei, sich zu verziehen. Nur vereinzelt flammten noch Blitze auf. Donner rollte in der Ferne.
Die Nebel wallten wie lebendige Wesen. Sie schienen auf den Wellen zu tanzen.
Seit er auf dieser seltsamen Welt ›gelandet‹ war, hatte er keinerlei reales Zeitgefühl mehr. Überhaupt – hier schien es keine herkömmliche Zeit zu geben. Es gab keine Sonne, und der Himmel zeigte stets das gleiche flammende, ruhige, nervtötende Rot. Irgendwann konnte er schon nicht mehr abschätzen, wie lange er sich

im Wasser befand.

Mike bemühte sich um gleichmäßige, kräfteschonende Schwimmbewegungen. Die Kälte wurde ein bißchen verdrängt. Die Bewegungen taten gut.

Hin und wieder ließ er sich treiben, obwohl das gar nicht so einfach war. Seine Kleider waren schwer und zogen ihn in die Tiefe, aber zwischenzeitlich hatte er gelernt, das auszugleichen und oben zu bleiben.

Die winzige Insel sah er eine kleine Ewigkeit später. Zuerst war sie nur eine verschwindend kleine Linie am äußersten Rand seines Gesichtsfeldes. Der Nebel über dem Meer hatte sich etwas gelichtet.

Durch die tanzenden, wirbelnden Fetzen konnte er sie wahrnehmen.

Land. Ein winziges Stückchen Land mit Bäumen, einem steil aufragenden Felsen, Schilfpflanzen.

Die Rettung!

Mike mobilisierte sämtliche Kräfte, die noch in ihm steckten. Vergessen war die bedrohliche Kälte, die er nur mit Mühe und Not aus seinem Körper verdrängt hatte, vergessen die lauernde Gefahr in der Tiefe.

Je näher er der Insel kam, desto gefährlicher wurde es. Schleimiggrüne Algen wanden sich unter ihm. Sie wickelten sich um seine Arme und Beine. Zuerst spielerisch. Dann in tödlichem Ernst. Er verhedderte sich. Und riß sich wieder frei.

Noch fünf Meter trennten ihn vom Ufer.

Da bemerkte er die verräterisch hektische Bewegung im Wasser hinter sich. Wasser spritzte, prasselte nieder. Etwas Großes, Mächtiges hatte die Oberfläche durchbrochen.

Ohne sich umdrehen zu müssen, erfaßte er die Situation: Die dreiköpfige Schlange griff an!

***

»Hier?« fragte Ben Murray ungläubig und holte tief Luft. Der Bursche mit den verschlagenen Augen nickte hastig. »Ja, Mister. Dort drüben liegt sie. Sie ist tot. Sie werden es ja sehen.«

Murray seufzte. »Dann wollen wir mal«, meinte er. Er ließ den Sicherheitsgurt zurückschnappen, stieß die Tür seines Dienstwagens auf und wuchtete sich hinaus. Er war – trotz mehrerer Hungerkuren – ein Zweizentnermann, da nervte die Hektik, die der Polizistenjob mit sich brachte. Heute, beispielsweise, fühlte er sich hundemüde.

Daran war vermutlich neben seiner Körperfülle auch das Wetter schuld. Der Schnee lag zentimeterhoch, es war schneidend kalt. Vor allem letzteres vertrug Murray nicht sonderlich.

Er zog seinen Mantel enger und schlug den Kragen hoch. Mark Thorngood dachte offenbar nicht daran, den Wagen zu verlassen.

Thorngood war ein Spitzel, der schon seit mehreren Jahren für ihn arbeitete. Trotzdem traute er dem Burschen nicht. Heute schon gar nicht.

»Na, was ist? Willst du warten, bis Frühling ist?« brummte Murray rauh, aber herzlich.

Endlich bequemte er sich, auszusteigen. »Ich – ich weiß auch nicht, wie das kommt, Mr. Murray, aber ich hab 'ne Mordsangst vor Friedhöfen.«

»Aber die Leiche hast du trotzdem gefunden, was? Nun komm schon…« Mit ein paar großen Schritten war er an Thorngoods Seite, packte ihn am Arm und riß ihn mit sich.

Die ganze Sache war verflixt komisch, das roch er förmlich. Thorngood war normalerweise wirklich nicht der Typ, der weitab vom Puls des Lebens – der Friedhof Highgate liegt im Nordwesten Londons – zwischen Grabreihen herumkroch. Trotzdem hatte er hier angeblich eine Leiche entdeckt.

Der Schnee war verharscht und knirschte unter ihren Schritten.

»Kalt!« stellte Thorngood fest.

Murray ließ sich auf die fadenscheinige Konversation nicht ein.

Schweigend schritt er aus. Am schmiedeeisernen Tor angelangt, stoppte er. Der Schlüssel, den er sich von der Friedhofsverwaltung besorgt hatte, steckte in seiner rechten Manteltasche. Er zückte ihn, rammte ihn in das altehrwürdige Schloß, das reichlich verrostet war, und drehte ihn zweimal.

Der Friedhof von Highgate war alt – hundertfünfzig Jahre – und schon lange nicht mehr seiner Bestimmung nach benutzt. Für die Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich, war er samt seinen Toten beinahe in Vergessenheit geraten. Niemand kümmerte sich mehr darum. Ein dementsprechend trostloses Bild bot sich Murray.

»Wo?« fragte er, als sie die schmale Gräberstraße entlangschritten.

»Sehen Sie die schwarze Gruft da hinten?«

»Ja.«

»Da – da liegt sie. Ein schrecklicher Anblick. Ich kann das nicht noch einmal ertragen. Der Kerl, der sie umgebracht hat, muß verrückt gewesen sein.«

»Das werden wir ja gleich sehen«, meinte Murray, und dabei gab er sich härter, als er eigentlich war. Aber einem Kerl wie Thorngood gegenüber wollte er sich keine Blöße geben.

»Bitte – kann ich hier warten?«

Murray hielt an. »Sag mal ehrlich – an der Sache stimmt doch was nicht! Du kommst angstschlotternd zu mir, erzählst mir, daß hier eine ermordete junge Frau liegt… Und jetzt hast du die Hosen plötzlich gestrichen voll.«

»Nein, ich… Oh, Mann, ich kann das nicht sehen! Verstehen Sie

doch!«

»Also gut. Meinetwegen.« Er sagte das, obwohl sich in ihm eine warnende Stimme meldete.

Bis zu der Gruft waren es noch zehn Meter. Murray marschierte los. Über die Schulter sagte er: »Wenn das eine Teufelei ist, dann wirst du deines Lebens nicht mehr froh, Freundchen. Das verspreche ich dir. Und meine Versprechen halte ich grundsätzlich.«

Thorngood erwiderte etwas, und er hörte sich richtig weinerlich an. Murray achtete jedoch schon nicht mehr richtig darauf. Mit angespannten Nerven näherte er sich der Gruft.

Das Ding war – ebenso wie viele andere hier – ein Überbleibsel aus der guten alten viktorianischen Zeit. Es wirkte wuchtig und protzig, und dementsprechend empfand Murray instinktive Abneigung. Im Tod waren alle Menschen gleich. Da brauchte man keine derartigen Bunker hinzustellen, um der Nachwelt eine Trauer zu demonstrieren, die nicht – oder nur in den wenigsten Fällen – echt war.

Er ließ seine philosophischen Gedanken zerplatzen. Ein urplötzliches Gefühl der Beklemmung schwebte herunter und hüllte ihn ein.

Er schwitzte.

Murray zwang sich, ruhig zu bleiben. Nur keine Panik. Die Beklemmung blieb, verdichtete sich sogar noch! Und wurde zu –Angst. Ja, unvermittelt hatte er Angst. Angst, weiterzugehen. Angst, nachzusehen, ob da wirklich eine Mädchenleiche lag.

Aber er ging weiter. Er wollte es wissen.

Ein rascher Blick zurück. Thorngood hatte sich nicht gerührt. Er sah ihm nach. Sein Gesicht war ausdruckslos.

Murray erreichte die Gruft. Links und rechts ragten zwei Eichen auf, deren Astwerk der Schnee wie mit Zucker bestreut aussehen ließ. Die Kälte schien intensiver zu werden. Und – böse!

Murray zog seinen Dienstrevolver. Er war seit einer Ewigkeit in Scotland Yards Diensten. Auf Gefühle hatte er nie übermäßig viel gegeben. Er tat seinen Dienst, und er tat ihn gut.

Ein letzter Schritt, und er konnte um die Ecke des Grabmals sehen.

Dorthin, wo die Tote laut Thorngoods Angaben hätte liegen sollen.

Niemand lag da. Der Schnee war unberührt.

Aber auf dem Schnee…

Murray riß die Augen auf. Das seltsame, schwarze Zeichen, das dort prangte, sprang ihm entgegen. Ein Kreis war es, ein schwarzer Kreis, in dessen Zentrum ein auf dem Kopf stehendes Kreuz gezeichnet war. Das Zeichen des Antichristen! Das erkannte Murray noch. Dann verwischte die Realität. Aus dem Kreis, der vor seinen Augen hing und rhythmisch pulsierte, wuchs ein schwarzer Schemen, wurde größer, immer größer. Die kalte, böse Aura, die von ihm ausstrahlte, durchdrang Murray. Er schrie. Gleichzeitig sprach eine grauenhafte

Stimme zu ihm, und die Worte fraßen sich wie Säure in seinen Geist…

Ruckartig wandte er sich ab und stapfte den Weg, den er gekommen war, zurück. Er sah die Fußspuren – die Fußspuren neben den seinen. Er war also nicht allein gekommen. Und doch war er jetzt allein! Was bedeutete das?

Die Frage zerfaserte.

Murray dachte nicht mehr daran. Konnte nicht mehr daran denken. Etwas verhinderte es. Er stieg in seinen Wagen und fuhr los.

Klar und deutlich sah er seine mörderische Aufgabe vor sich.

***

Leere!

Und irgendwo in dieser grenzenlosen Leere Empfindungen: Verzweiflung. Trotzige Hoffnung. Unbeugsamkeit. Unsicherheit. Angst.

Ja, auch Angst.

Damona saß in der Lotos-Stellung auf dem Boden, ihre Hände hinter dem Kopf verkreuzt. Ihre Augen waren geöffnet, aber ihr Blick nach innen gerichtet. Sie entspannte und konzentrierte sich gleichermaßen. Die Übung half ihr. Die zurückliegenden Strapazen – psychische, parapsychische und physische – hatten ihre Spuren hinterlassen. Nach ihrer Rückkehr von Wien hatte sie sich im Turmzimmer von King’s Castle vergraben und zwölf Stunden wie tot geschlafen, aber nicht einmal das hatte ihr richtig geholfen. Unterschwellig war stets die Angst vorhanden gewesen und die Sorge.

Sorge um Mike, der auf irgendeiner von zahllosen Mikrowelten im Zentrum der Erde verschollen war. Sorge um die Zukunft der Menschen. Angst vor Ghulghanaar und vor ihrer eigenen Schwäche und Unzulänglichkeit.

Damonas Blick klärte sich. In die Leere, die in ihr herrschte, brach Licht und Wärme und Entschlossenheit und Kraft. Dies alles zu finden, war sie nach King’s Castle gekommen.

In einer ineinanderfließenden Bewegung erhob sie sich und reckte ihre Glieder. Die Müdigkeit war jetzt endgültig von ihr geglitten. Sie fühlte sich frisch, ausgeruht, tatendurstig.

Sie dürfte und konnte nicht mehr länger tatenlos bleiben. Am Turmfenster blieb sie stehen und sah hinaus. Die karge, zuweilen sogar schroff wirkende Gegend war vom Winter verwandelt worden. Schnee – teilweise kniehoch – lag überall. Die Grampian Mountains waren hinter einer grauen Wand verborgen. Das Wetter präsentierte sich schlecht und trübe. Jeden Augenblick konnte es wieder zu schneien beginnen. Die Natur hielt den Atem an.

Und Damonas Gedanken kehrten zurück…

Zurück zu den Ereignissen in Larusius’ Villa im Moor, in Candelan, in

Wien.
In Wien hatte sie die Urmächte des Lichts beschworen. Sie hatten ihr geholfen, Ghulghanaars Zentrum des Bösen zu finden. Aber damit schien für sie der Pakt erfüllt zu sein. Sie hatten sich nicht mehr gemeldet.
Dafür jedoch jemand andere. Eine Wesenheit, die sich Layja *nannte*. Auf dem Rückflug von Wien nach Schottland hatte sie sich an sie gewandt und ihr eine bruchstückhafte telepathische Nachricht zukommen lassen. Die Nachricht, daß der Kampf zwischen Licht und Finsternis noch nicht entschieden sei. Und, daß sie Mike bald wiedersehen würde – und nicht allein sei.
Im ersten Moment hatte sie damit nicht viel anfangen können.
Aber inzwischen hatte sich das geändert. Ihr war klargeworden, daß der Kampf gegen Ghulghanaar, den Dämon aus der Sphäre des Wahnsinns, schon längst keine Privatangelegenheit mehr war.
Die Ereignisse in Wien hatten auch die Schwarze Familie in Aufruhr versetzt. Ghulghanaar wollte absolut herrschen, und zwar über Menschen und Dämonen. Dieser Anspruch war – ebenso wie die Schreckensbilder vom Angriff der Dämonen – im Gehirn des Hohenpriesters Astaranth verankert gewesen. In der Sekunde seines Todes waren Damonas Gedankenfühler in ihn eingedrungen und hatten sondiert. Schon einmal war ihr dieses Para-Kunststück gelungen: damals, bei ihrem geistigen Zweikampf gegen Ghulghanaar – in den Katakomben des Professors Larusius.
Sie wußte über Ghulghanaars Vorhaben Bescheid – soweit Astaranth Bescheid gewußt hatte. Sie wußte, daß er lebte, daß er sich auf einer Mikrowelt namens Moordrohr aufhielt, und weshalb. Jederzeit konnte er zurückkehren. Und mit ihm die alten Blutgötter der Erde, – die Moordrohr.
Damona wandte sich ab.
Während sie unruhig in dem kleinen runden Raum auf und ab ging, checkte sie ihre Möglichkeiten durch. Die Kräfte des Lichts ein zweites Mal beschwören?
Einige Atemzüge lang zögerte sie noch. Sie wußte, wie gefährlich und anstrengend eine derartige Beschwörung war. Die Urmächte des Lichts waren keinesfalls ungefährlich – oder gar berechenbar.
Aber schlußendlich – blieb ihr denn eine andere Ansatzmöglichkeit?
Sie mußte Mike finden, der auf Moordrohr gefangen – möglicherweise sogar Ghulghanaar ausgeliefert war. Und sie mußte den wahnsinnigen Dämon vernichten. Sie seufzte. Sie hatte sich wirklich eine ganze Menge vorgenommen.
Vielleicht sogar zu viel.
Sie verließ das Turmzimmer und stieg die schmalen, ausgetretenen Stufen hinunter. Die Bibliothek, in der auch die uralten Bücher

weißmagischen und okkulten Wissens aufbewahrt wurden, lag im ersten Stock, im Vorderflügel des Schlosses. Dorthin wollte sie. In Wien hatte sie die komplizierte Beschwörung zwar relativ unvorbereitet in Angriff genommen und wohlbehalten überstanden, aber dieses Mal wollte sie doch noch einige rasche Vorstudien betreiben.

Sie durfte keinen Fehler machen. Nicht in diesem Stadium der Auseinandersetzung.

Immer schneller wurde sie. Sie erreichte den Südflügel. Ihre schnellen Schritte hallten von den Wänden wider. Und unvermittelt spürte Damona einen kalten Hauch – und eine Krallenhand schien nach ihrem Herzen zu greifen. Ein böses Gefühl breitete sich in ihr aus, eine düstere Ahnung, zu spät zu kommen. Als wäre etwas ungeheuer Fremdartiges, Bedrohliches schneller…

***

Die dreiköpfige Schlange kam rasend schnell heran!

Unterschwellig hatte Mike die ganze Zeit über mit ihrem Auftauchen, ihrem Angriff gerechnet. Dieser Tatsache verdankte er es, daß er keine Zeit verlor, – weder durch Erschrecken, noch durch sinnloses Verharren. Er konnte die ruckartigen, gleitenden Schwimmbewegungen des Monsters regelrecht spüren, so, als würden sie sich durch das Wasser übertragen, bis in seinen Körper hinein fortpflanzen.

In diesen Augenblicken war kein Gefühl in ihm, nichts. Sein Geist hatte einfach keine Zeit, Gefühle zu produzieren. Mike holte das letzte aus sich heraus. Es war wenig genug, denn der lange Zwangsaufenthalt im Wasser hatte ihn schon ziemlich mitgenommen. Aber er schwamm um sein Leben. Das Wasser spritzte und schäumte um ihn herum. Der Himmel schien ihn regelrecht in die Tiefe drücken zu wollen mit den wuchtigen, krebsgeschwürähnlichen Wolken, die über dem Wasser wallten.

Zwei Meter noch bis zum Ufer.

Da war die Bestie heran. Fauchend, kreischend, zischend stießen ihre drei Schädel auf ihn herunter. Die Zähne blitzten auf.

Mike schnellte herum, vertraute ganz seinem Instinkt. Einem Rachen entging er auf diese Weise. Aber der zweite glitt dicht über dem Wasser heran.

Ein reißendes Geräusch, als die Zähne seine Kleidung zerfetzten und sich in seinen linken Arm fraßen. Mit einem wilden Ruck zerrte ihn die Schlange halb aus dem Wasser – und ließ los. Wie eine Stoffpuppe wurde Mike herumgewirbelt und ins Wasser zurückgeschmettert. Er ging unter.

Der Schmerz in seinem Arm war schlimm. Aber er zwang sich, das zu

ignorieren. Die Schlange spielte mit ihm. Vielleicht konnte er das doch noch irgendwie für sich nutzen…? Eine verzweifelte Hoffnung.

Mike strampelte sich nach rechts weg. Dorthin, wo jetzt das Ufer lag. Die Luftperlen, die um ihn waberten, wirkten wie silbernes Feuerwerk. Dann war die Düsternis wieder allmächtig.

Die Schlange flog wieder heran.

Und jetzt kam das Grauen – und die Panik. Verzweifelt warf sich Mike vorwärts – ein letztes Mal, denn er wußte, daß er keine weitere Chance bekommen würde. Sein linker Fuß stieß auf felsigen Grund!

Mike nutzte den Schwung und stieß sich ab. Er flog nach vorn, taumelte, blieb auf den Füßen… Sein rechter Fuß fand ebenfalls Boden unter sich.

Die Schlange glitt seitlich heran. Ihre Schädel waren plötzlich überall! Der baumdicke Leib ringelte sich vor und hinter ihm und peitschte in zuckenden Bewegungen das Wasser.

Vom Ufer her kam ein heiserer Schrei! Dann zischte etwas Langes, Silbernes durch die bleigraue Luft. Ein dumpfer Aufschlag. Die Schlange stieß einen kläffenden Schrei aus. Ihre Schädel wurden zurückgeschleudert, tauchten ins Wasser, verschwanden. Der gewaltige glitschige Leib wand sich, trümmerte auf die Wasseroberfläche ein.

»Hierher, Hunter!« brüllte die rauhe Stimme. »Verdammt, beeil' dich, Mann, du hast nur noch einen Herzschlag lang Zeit. Die Bestie ist nur angekratzt!«

Das hatte sich Mike sowieso schon gedacht. Kaath – kein anderer erwartete ihn am Strand – mußte die Schlange mit einem der mehrzackigen Zcoorr-Speere auf Distanz gebracht haben. Jetzt leckte sie ihre Wunde – und das dauerte wahrscheinlich nicht sehr lange.

Mike rannte durch das hüfthohe Wasser. Sein Arm war fast gefühllos. Himmel, wenn das so weiterging, dann war Ghulghanaar längst wieder auf der Erdoberfläche, bis er in der Wabenstadt der Moordrohr ankam!

Die letzten paar Schritte taumelte er. Seine Kräfte waren aufgezehrt. Er brach ins Wasser und hustete. Kaath stapfte heran und half ihm wieder hoch. Er zerrte ihn aus dem Wasser. Keuchend ließ Mike alles mit sich geschehen. Er fand kaum mehr die Energie, die Augen offenzuhalten.

»Wo – wo kommst du eigentlich her?« fragte er schwach. »Wie hast du mich gefunden? Wie konntest du wissen, daß…« Mike schaffte es nicht, den Satz zu vollenden.

»Der Reihe nach«, versetzte Kaath beinahe genüßlich. »Du weißt, daß ich einen Auftrag habe. Soll dich nach Moordrohr bringen. Das tue ich auch, um jeden Preis. Dieses Mal allerdings eher unfreiwillig. Du bist von der Bestie über Bord geworfen worden. Ich war nicht schnell

genug und flog gleich darauf hinter dir her. Die Insel hier fand ich zufällig. Genauso zufällig, wie ich dich plötzlich im Wasser auftauchen sah – und die Schlange hinter dir. Ist damit alles klar?«

Er ließ Mike los. Mit einem Aufseufzen fiel er in den grobkörnigen Sand. Heftig pumpte er Luft in seine Lungen.

Aber er war mit Kaaths Antwort noch lange nicht zufrieden. »Der Speer«, sagte er. »Du kannst mir doch nicht erzählen, daß du ihn die ganze Zeit bei dir hattest. Du mußtest doch auch schwimmen…«

»Den Speer fand ich hier. Und noch etwas… Das hier …« Kaath klopfte mit seiner Rechten auf das Schwert, das er an seiner Seite trug.

»Das ist mein Schwert«, entfuhr es Mike. Und jetzt kapierte er gar nichts mehr. Er hatte die Waffe doch verloren, als er von der dreiköpfigen Schlange gerammt worden war.

»Keine Ahnung, wie es hierher kommt«, meinte Kaath und zuckte mit seinen Schultern.

Mike wischte sich seine nassen Haare aus dem Gesicht, dann über seine Bartstoppeln. Dann erst legte er sich zurück. Er starrte zum Himmel hinauf. Es war still. Kein Lüftchen regte sich. Das leise Rauschen der Wellen, die sich am Strand brachen und ausrollten, war nur zu hören, wenn er sich anstrengte.

»Lauter seltsame Zufälle«, brummte er und schüttelte den Kopf.

Das Atmen fiel ihm leichter. Aber der Schmerz in seinem Arm wühlte sich immer tiefer in seinen Geist, seine Gedanken hinein.

Ruckartig richtete er sich noch einmal auf. Seine Rechte umkrampfte Kaaths Arm. »Die dreiköpfige… Schlange, Kaath … Sie kommt! Sie will uns holen!«

»Du phantasierst«, erwiderte Kaath rauh und drückte ihn mit sanfter Gewalt in den Sand zurück. »Hier sind wir in Sicherheit. Vorerst wenigstens.«

Das hörte Mike jedoch schon nicht mehr. Der Schmerz spülte ihn auf einer öligen, roten Woge davon.

***

Schwarz flimmerte die Luft im Zentrum des großen Prunksaales.

Asmodis, der sinnend auf seinem Thron saß, wurde aufmerksam.

Sein dämonisches Gehirn sandte jenen Impuls aus, der notwendig war, um die magische Verbindung zustande kommen zu lassen.

Das schwarze Flimmern verdichtete sich, wurde blutigrot. Inmitten dieses pulsierenden Farbflecks entstand ein Gesicht. Zer-Barkaras Gesicht. Es drückte Zufriedenheit aus.

»Ich grüße Euch, Fürst«, sagte er zuvorkommend.

Asmodis winkte ab. »Du bringst hoffentlich gute Nachrichten«, grollte er.

»Das tue ich. Alles klappte, wie besprochen. Zarnyr, einer der

Fähigsten meiner Sippe, hat seinen Auftrag teilweise bereits erfüllt… Er ist in Marnock Fearn. Goorn, sein Partner, konnte diesen Ben Murray übernehmen.«

»Gut«, nickte Asmodis. Ein zufriedenes Grinsen huschte über sein Gesicht.

»Der zweite und wichtigste Teil des Planes kann somit in Angriff genommen werden.«

»Um mir das mitzuteilen, hast du dich doch nicht mit mir in Verbindung gesetzt! – Was willst du?«

Kurzes Erschrecken zeigte sich auf Zer-Barkaras Gesicht, aber es verschwand im nächsten Augenblick wieder.

»Ihr seid fürwahr allwissend, Fürst«, erwiderte er schmeichlerisch.

»Ich gestehe, daß ich tatsächlich noch eine Frage anzubringen hätte.«

»Und?«

Zer-Barkara zögerte kurz. »Ich weiß um Eure Großzügigkeit, mit der Ihr vorzugsweise Eure treuesten Diener belohnt, Fürst. Und deshalb dürfte es vermutlich völlig überflüssig sein, Euch…«

»Du willst mir den Preis für deine Hilfe nennen? Ist es das, Zer-Barkara?«

»Nein, nein… Nicht für mich will ich bitten, Fürst Asmodis! Für Brankon Zarnyr werde ich vorstellig. Ihr wißt, daß er Euer treuer Untertan ist. Und deshalb dachte er daran …«

»Was will er?«

»Das Gebiet um King's Castle gehört nicht zum Einflußbereich der Schwarzen Familie. Zarnyr läßt Euch fragen, ob er diese Region nach vollbrachter Mission sein eigen nennen darf, um sie für Euch und die schwarze Sache zu nutzen. Es gibt dort oben zahlreiche Dörfer, und die Menschen, die dort leben, sind dem Bösen eine leichte Beute.«

»Du kannst Zarnyr sagen, daß ihm Land und Leute gehören werden. Aber zuerst soll er sich um seine Aufgabe kümmern! Es gefällt mir nicht, wenn jemand bereits handelt und lediglich minimale Resultate vorzuweisen hat! Sag ihm das! Und belästige mich nicht mehr mit derartigen Lappalien! Du weißt, daß ich zur Zeit Wichtigeres zu tun habe!«

Zer-Barkaras Gesicht drückte hündische Ergebenheit aus. »Sicher, Herr! Verzeiht! Und seid versichert, daß ich persönlich darüber wachen werde, daß diese Mission ein voller Erfolg wird!«

»Tu das, Zer-Barkara«, versetzte Asmodis düster und unterbrach die Verbindung.

Die dämonische Zeitbombe hatte zu ticken begonnen. Gut, sehr gut… Zufrieden lehnte sich der Fürst der Schwarzen Familie zurück.

***

Die Schatten wurden länger. Sie krochen förmlich aus den Ecken und

Winkeln des großen Raumes und glitten über den Boden. Der Lichtkreis der hübschen Tiffany-Lampe war der einzige helle Fleck, und davor schreckten sie zurück.

Damona wischte sich über die brennenden Augen und schlug das vor ihr liegende Buch zu. Das brüchige Pergament knisterte.

Damona erhob sich und stellte es in das mit Dämonenbannern versehene Regal zurück. Es war spät geworden. Das Studium des Zauberbuches hatte sie länger aufgehalten als ursprünglich beabsichtigt.

Die Dunkelheit war hereingebrochen.

Es klopfte.

Damona rief ihr »Come in« und wandte sich um.

Henry trat ein. Devot und gleichsam mit der Würde eines echten russischen Zaren verneigte er sich. Das ließ er sich nicht nehmen, der gute Geist des Hauses King. Für ihn war »Tradition« eben nicht nur ein leeres Wort.

»Madam«, sagte er steif und ohne mit der Wimper zu zucken.

»Ich darf Ihnen eine Mitteilung machen, daß in der Halle ein gewisser Inspektor Ben Murray seine Aufwartung gemacht hat und Sie zu sehen begehrt.«

So verschnörkelt hatte er sich schon lange nicht mehr ausgedrückt.

Aber der Gedanke huschte nur flüchtig durch Damonas Gedanken.

Daß Ben gekommen war, das beschäftigte sie weit mehr. Und nicht nur das. Es beunruhigte sie auch.

Natürlich war er nicht gekommen, um mit ihr zu Abend zu essen und über Belanglosigkeiten zu reden. Er war zwar Mikes Freund, aber Dienst war für ihn Dienst und somit vorrangig. Der Fall Meriam Rogers und Frances Golowin war für ihn noch nicht abgeschlossen. Und sie war damals einfach aus Frances Golowins Wohnung verschwunden. Ein Trümmerfeld war zurückgeblieben – und Mike. Aber der hatte auch keine Antworten auf Bens Fragen parat gehabt.

Dann hatten sich die Ereignisse überstürzt. Der Kampf in Larusius' unterirdischem Labor, CORFUUR, die Verfolgung Ghulghanaars nach Wien.

Henry räusperte sich dezent. »Äh, – Madam, wenn ich richtig verstehe, dann ist es Ihnen absolut nicht genehm, den Herrn Inspektor zu empfangen. Ich werde ihm ausrichten…«

»Nein, nein, Henry«, sagte Damona rasch. »Er soll heraufkommen. Führen Sie ihn zu mir.«

»Natürlich, Madam. Bitte verzeihen Sie, wenn ich zu voreilig war.«

Damona winkte ab. Sie kam aber nicht mehr dazu, etwas zu erwidern, denn in diesem Augenblick tauchte Ben Murray hinter Henry auf. »Freut mich, daß du mich empfängst, Miß King«, meinte er anzüglich.

Henry rang buchstäblich nach Atem. Sein Gesicht lief rot an.

»Also, Sir, ich muß schon bitten! Ihr Benehmen ist einfach – unmöglich!«

»Schon gut, Henry«, mischte sich Damona ein und nickte ihrem Faktotum zu. »Mr. Murray ist Polizist. Das kann er einfach nicht verleugnen.«

Henry warf Murray noch einen bitterbösen Blick zu, dann zog er sich zurück. Er schloß die Tür hinter sich.

Damona ging zu Ben und reichte ihm die Hand. »Du hast schon bessere Auftritte gebracht, Ben«, begrüßte sie ihn.

Er ging auf ihren Ton nicht ein. »Ach was, der alte Kauz soll sich doch nicht so aufregen!«

»Laß ihn aus dem Spiel«, versetzte Damona nun ebenfalls ernst werdend. »Er ist ein guter Kerl, ich will nicht, daß du deine Launen an ihm ausläßt.«

Murray drehte sich um sich selbst. »Hübsch habt ihr es hier. – Ist Mike nicht da?«

»Nein.«

»Aha.«

Damona musterte den Inspektor. Er kam ihr irgendwie – verändert vor. In seinen Augen flackerte es unstet, etwas, das sie nie zuvor an ihm bemerkt hatte. Murray war zwar schrullig gewesen und beileibe nicht einfach, nichtsdestotrotz aber ein echter Freund. Davon war jetzt nichts mehr zu spüren. Sein ganzes Verhalten strahlte eine Kälte aus, die schon nicht mehr normal war. Und – er schien, wenn er zu den Dämonenbannern hinübersah, die an den Regalen befestigt waren, innerlich zusammenzuzucken.

Sie dachte an das Gefühl, das sie vorhin verspürt hatte, als sie auf dem Weg in die Bibliothek gewesen war. Aber dann verwarf sie den Gedanken.

Ben machte einen Schritt vorwärts. Und noch einen.

»Wo ist Mike?« fragte er. Seine Stimme klang rauh. Das unstete Flackern in seinen Augen intensivierte sich. Er war hochgradig erregt. Nur an seinen Augen konnte man das ablesen.

Damona versteifte sich.

»Wo ist er? Red schon! Oder soll ich erst einen Haftbefehl besorgen?«

Ganz dicht stand er jetzt vor ihr. Er überragte sie um einen Kopf.

Seine Froschaugen waren starr auf sie gerichtet.

Damona atmete tief durch. Sie war irritiert und verärgert. Gleichzeitig aber auch – gewarnt. Bens Ton gefiel ihr nicht. Gut, sie konnte verstehen, daß er verärgert war, weil sie ihn nicht aufgesucht hatte.

Aber das rechtfertigte noch lange nicht, wie er sich momentan gab.

Nun, Freunde sind eben nicht immer wirkliche Freunde, resümierte

sie. Es tat ihr weh, das feststellen zu müssen. Aber es erleichterte ihr die anstehende Entscheidung. Sie würde Ben nicht die Wahrheit sagen.

»Du willst also nicht reden!« stellte er fest. Seine Stimme war jetzt eiskalt. »Gut, das dachte ich mir fast. Aber – es ist ja auch nicht so wichtig.« Meckernd lachte er. »Nein, das ist überhaupt nicht wichtig. Ich weiß ja, wo er sich aufhält. Auf Moordrohr… Er ist in der Mikrowelt gefangen. Und Ghulghanaar ist auch dort. Kapierst du jetzt?«

Und seine Hände zuckten vor. Sie schlossen sich um ihre Kehle.

»Du stirbst, Damona King! Es ist aus! Ich – ich bringe dich um!« keuchte er.

Und er drückte zu.

Mit einer Entschlossenheit, die Damona niemals bei ihm vermutet hätte.

***

Dünn hallten die Glockenschläge von der nahen Kirche Marnock Fearns herüber. 22 Uhr. Das war nicht gerade die passende Zeit für einen Spaziergang, fand Angela Mallert. Trotzdem hatte sie das Bedürfnis danach. Sie hielt es einfach nicht mehr länger in ihrer kleinen Wohnung aus. Wenn sie blieb, dann fiel ihr noch die Decke auf den Kopf. Mit einem entschlossenen Ruck erhob sich die hübsche junge Frau, die erst vor ein paar Monaten hierhergezogen war. Früher hatte sie in der Großstadt London gelebt und gearbeitet, aber die Hektik war ihr nicht bekommen. Nach einem ziemlich langen Aufenthalt in einer Nervenklinik hatte sie sich entschlossen, ihrem bisherigen Leben abzuschwören, London zu verlassen und irgendwo außerhalb einen neuen Anfang zu starten. Jetzt lebte sie in Marnock Fearn, widmete sich ganz ihrer Malerei – und war ein neuer Mensch geworden. Ihre Bilder verkauften sich relativ gut – eine angesehene Londoner Galerie sorgte dafür –, so daß sie ein einigermaßen gesichertes Auskommen hatte. Zudem war die Wohnung nicht sonderlich teuer, und der Vermieter, Mr. Sandings, war ein Mann, der mit sich reden ließ. Der stundete die Miete auch mal, und ihr – wie er schon öfter beteuert hatte – sogar besonders gerne.

Angela Mallert warf sich ihren Mantel über die Schultern, sah sich noch einmal in dem kleinen, gemütlich eingerichteten Livingroom um. Es kam ihr plötzlich wie ein Abschied vor. Ein Abschied für immer…

Aber der Wunsch, jetzt einen kleinen Spaziergang zu machen, wurde gleichsam stärker.

Sie gab ihm endgültig nach und verließ die Wohnung. Die Absätze ihrer hohen Stiefel klapperten auf dem Boden. Angela Mallert stieg die Treppe hinunter und ging den schmalen Hausflur entlang. Mr.

Sanding's Haus war genauso einfach gebaut wie alle Häuser in Marnock Fearn. Hier gab es keine Prachtvillen. Die Leute in den Highlands waren arm.

Sie erreichte die Haustür, und im stillen wunderte sie sich, warum Mr. Sandings noch immer nicht auf den Plan getreten war. Normalerweise ließ er sich eine kleine Plauderei niemals entgehen.

Sie lächelte und verließ das Haus. Seit einigen Stunden war kein Schnee mehr gefallen, so daß der schmale Weg ausgetreten und gut begehbar war. Es war kalt. Wie ein scharfes Messer stach diese Kälte in Angelas Lungen. Sie atmete flacher.

Mr. Sandings' Haus lag am Ortsrand. Angela wandte sich Richtung Zentrum. Zentrum – das hörte sich eigentlich ziemlich hochtrabend an, fand Angela, als sie diesem Gedanken nachhing. Offenbar hatte sie ihre Londoner Denkweise noch immer nicht ganz ablegen können.

Komm!

Flüsternd baute sich dieser Gedanke in ihrem Kopf auf. Flüsternd – und zugleich machtvoll. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihm Folge leisten.

Komm!

Sie ging schneller. Das Geräusch des Schnees, der knirschend unter ihren Schritten zerbarst, hallte in ihren Ohren. Sie war starr vor Entsetzen, wollte stoppen, sich umdrehen, in ihre Wohnung zurückeilen, aber das alles war ihr nicht mehr möglich. Sie mußte weitergehen.

Der Lockruf war zu stark.

Sie war nicht freiwillig auf den Gedanken gekommen, um diese Zeit noch spazierenzugehen. Jetzt begriff sie das. Und sie fröstelte.

Eiskalt rannen die Schauer über ihren Rücken. Wie im Fieber, so klapperten ihre Zähne aufeinander. Sie glaubte zu wissen, daß ihr etwas Schreckliches bevorstand…

Sie sollte sich nicht irren!

Laut und hechelnd kam ihr Atem. Jetzt war ihr die Kälte, die in ihren Lungen schmerzte, gleichgültig. Wabernde, zerplatzende Schaumbläschen quollen über ihre Lippen – und froren.

Eine dunkle Gasse.

Zwölf Meter entfernt gab es eine Kneipe. Ein uraltes brüchiges Schild schaukelte im kühlen Nachtwind. *Dunbars Inn* stand darauf.

Die Schrift war vergilbt und blätterte ab.

Angela hörte das unheimliche Geräusch und schreckte zusammen.

Es war über ihr gewesen… *Leises Flügelschwappen!* Ein großes Wesen schien direkt über ihr zu schweben.

Es kostete sie unheimlich viel Kraft, den Kopf zu heben und hinaufzusehen.

»Nein!« hauchte sie erschüttert, als sie den Schatten sah. Es war ein

Mensch! Nein, kein Mensch – eine menschliche Fledermaus! Riesig groß!

Ruhig bleiben! befahl die Stimme in ihrem Kopf.

Und Angela Mallert gehorchte.

Ihre Gedanken überschlugen sich. Eine klebrige Müdigkeit breitete sich gleichzeitig in ihr aus und machte das Nachdenken schwer. Sie hatte erst kürzlich einen Horror-Film gesehen. Da hatten Vampire ein Schiff gekapert…

Vampire…

Verwehend hallte das Wort in ihr nach. Dann verschwand es.

Der Unheimliche stand vor ihr! Die riesigen, ledrigen Schwingen verschwanden. Sein bleiches Gesicht verzog sich zu einem falschen Lächeln.

Angela Mallert konnte die spitzen Eckzähne sehen. Wie gebannt hing ihr Blick daran.

Dann bohrten sich die Eckzähne in das weiche, weiße Fleisch ihres Halses! Ihre Gedanken wurden zerrissen. Schmerz und kreatürliche Furcht vermischten sich – und vergingen. Alles wurde ausgelöscht.

***

Damona rang nach Luft. Ihre Hände rissen und zerrten an Murrays Armen, aber damit richtete sie nichts aus. Der Inspektor war groß und stark wie ein Bär. Keuchend atmete er. Seine Augen glühten wie explodierende Sterne. Er war besessen!

Jetzt gab es für Damona keinen Zweifel mehr!

Sie zog ihr Knie hoch und *rammte* es ihm in den Leib. Es war ein gemeiner Schlag, und er zeigte Wirkung! Murray wankte rückwärts.

Aber seine Hände ließen ihren Hals nicht los. Er zog sie mit sich.

Damona schnellte vorwärts. Hart prallte sie gegen den Inspektor.

Damit hatte er nicht gerechnet. Er geriet aus dem Gleichgewicht.

Beide gingen sie zu Boden. Der Aufschlag raubte ihr schier die Besinnung.

Murray verdaute ihn überraschend schnell. Geschmeidig wälzte er sich herum – und landete auf ihr.

»Ben!« keuchte Damona krächzend.

Aber er drückte schon wieder zu. Jetzt offenbar mehr denn je entschlossen, den Mord so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.

»Stirb!« würgte er hervor. »Stirb endlich, verdammte Hexe!«

Vor ihren Augen wurde es schwarz. Ihre Gegenwehr erlahmte.

Murrays Gewicht nagelte sie gegen den Boden. Es war aus! Sie schaffte es nicht, gegen die ungestüme Kraft des Mannes anzukommen.

Alles in ihr schien abzusterben.

In einem flimmernden, wirbelnden Orkan sah sie plötzlich einen

Schemen auftauchen. Hinter, – über Murray! Dann ein fürchterliches Krachen und Klirren.

Ein Zittern durchlief den massigen Körper des Inspektors. Überrascht schrie er auf. Dann sackte er über sie. Sein Griff lockerte sich.

Innerhalb eines winzigen Sekundenbruchteils registrierte Damona das. Gleichzeitig handelte sie bereits. Sie stieß Ben Murrays schlaffen Körper von sich, rollte zur Seite und atmete!

Übelkeit tobte in ihr. Sie schüttelte sie ab. Die Benommenheit ebenfalls. Sie war hart im Nehmen. Sie riß ihre Augen auf.

Henry beugte sich über sie.

Sein Gesicht war kalkweiß und besorgt – und zerknirscht: So viele Gefühlsregungen hatten nur höchst selten darin gestanden.

»Madam…«, hauchte er. »Ich … Sind Sie wohlauf? Dieser impertinente Kerl! So sagen Sie doch etwas!«

Damona pumpte noch immer Luft in sich hinein. »Schon… gut, Henry«, flüsterte sie rauh. Ihre rechte Hand fuhr an ihren Hals »Es – es geht schon wieder.«

Henry atmete sichtlich auf. »Kommen Sie, ich helfe Ihnen!« bot er hastig an und stützte sie, als sie sich hochrappelte. »Ich bin froh, dem Burschen nicht vertraut zu haben. Ich wollte noch einmal nach Ihnen und dem Rechten sehen. Allerdings…« Er unterbrach sich und schaute auf seine blankpolierten Schuhspitzen. »Ich muß gestehen, daß ich in meinem Bestreben, Ihnen umgehendst behilflich zu sein, eine kostbare Ming-Vase auf seinem Kopf zerschlagen habe. Das gute Stück … Es tut mir so leid …«

Damona verdrehte die Augen. »Nun hören Sie aber auf, Henry! Um Himmels willen, Sie haben mir das Leben gerettet! Da brauchen Sie sich doch nicht wegen der dummen Vase zu entschuldigen!«

»Es war – wie bereits gesagt, Madam – ein sehr schönes Stück«, versetzte er würdevoll und bedauernd.

Damona nickte ergeben. Sie wandte sich an Ben Murray. Er war soeben dabei, aus seiner Ohnmacht aufzuwachen. Er verfügte offenbar über einen gewaltig harten Schädel, wenn er den Schlag so leicht verdaute.

Damona riß den Ledergürtel von ihrer Jeans und fesselte ihn damit. »Schnell, Henry – ich brauche den Flakon mit dem Weihwasser. Und die Kreide. Beides steht auf dem kleinen Tischchen am Fenster. Oben, im Turmzimmer.«

Henry setzte sich in Bewegung. So schnell er das mit seinem Alter und seiner Stellung als Butler auf King's Castle vereinbaren konnte, eilte er los.

Murray warf sich herum. Wütend zerrte er an seiner Fessel. Ein Knurren entrang sich seiner Kehle.

Damona ging in die Knie. »Ben! Ben – erkennst du mich denn nicht?

Wir sind doch Freunde!«

»Freunde!« höhnte er. »Ich bin nicht dein Freund! Töten werde ich dich!«

Seine Stimme war verzerrt. Mehrere Stimmen schienen sich darin zu vermischen.

Wütend funkelte er sie an.

Damona schwieg. Es hatte keinen Sinn. Mit salbungsvollen Worten kam sie nicht weiter.

Kurz nur dachte sie daran, wieviel Zeit sie inzwischen schon verloren hatte. War das der Sinn des Ganzen? Sollte sie davon abgehalten werden, ein zweites Mal mit den Urmächten des Lichts Kontakt aufzunehmen? Wenn ja, – wer steckte hinter der ganzen Inszenierung? Ghulghanaar? – Nein, das war kaum anzunehmen.

Aber wenn nicht er, – wer dann?

Eigentlich blieben in dem Fall nur noch die Dämonen der Schwarzen Familie – und Asmodis!

Siedendheiß durchfuhr es sie. Bisher waren sie Ghulghanaars Todfeinde gewesen. Ob sich das zwischenzeitlich geändert hatte? War es zu einer Verständigung gekommen? Zu einem Waffenstillstand?

– Oder gar zu einem Frieden?

Allein der Gedanke daran trieb ihr einen eiskalten Schauer über den Rücken. Klebrige Schweißperlen bildeten sich.

»Ja, mach dir nur deine Gedanken! Ich sehe es dir an, wie es in dir arbeitet! Gut ist das! Gut!« hechelte Ben Murray wie von Sinnen.

Immer wilder riß er an dem Ledergurt, mit dem sie seine Hände auf den Rücken gebunden hatte.

Damonas Blick flog zur Tür hinüber. Henry! Verflixt, wo blieb er nur?

Als hätte er nur darauf gewartet, sauste er in diesem Augenblick herein. Von seinem Schock hatte er sich erholt. Trotz seiner Eile hielt er sich wieder so aufrecht und steif wie gewohnt. Ein Anblick, der makabrer kaum sein konnte.

Damona riß Henry den Flakon mit dem Weihwasser aus der Hand. Die Kreide ebenfalls. Es war weißmagische Kreide. Geweiht.

Da sich ihre Para-Kräfte völlig passiv verhielten, war sie gezwungen, zu improvisieren. Sie hatte schon lange geahnt, daß es einmal so kommen würde. Deshalb hatte sie auch das Studium der Weißen Magie vorangetrieben. In den letzten Wochen war ihr dazu nur wenig Zeit geblieben. Aber sie hatte rasch gelernt. Beinahe so, als rekapituliere sie alles nur.

Ben Murray – oder besser: jenes böse Wesen, das von ihm Besitz ergriffen hatte, – erkannte, was sie vorhatte. Wie ein Berserker heulte er auf. Er rollte herum, schaffte es, auf die Füße zu kommen.

Da bespritzte Damona ihn mit dem Weihwasser!

Wie Funken sprühte die glasklare Flüssigkeit auf, als sie auf den Körper des Mannes niederregnete. Dann setzte eine verheerende Wirkung ein. Murray schrie. Dieses Mal jedoch aus Angst. Er brach in die Knie, verdrehte die Augen. Nur noch das Weiße war zu sehen.

Blitzschnell trat Damona vor. Während sie einen Bannspruch murmelte, brachte sie auf seiner linken Brustseite ein Zeichen der Weißen Magie an.

Ohne einen weiteren Laut von sich zu geben, kippte Murray um.

Damona verlor keine Zeit. Sie zerrte den Inspektor herum, so daß er auf dem Rücken zu liegen kam. Sie sah in sein Gesicht. Es war entspannt. Für den Augenblick war der böse Geist in ihm schachmatt gesetzt.

Als sich Damona aufrichtete, war ihr Gesicht verkantet. Sie zitterte am ganzen Körper.

Sie hatte Angst vor dem, was sie nun zu tun hatte.

***

In letzter Zeit hatte Mike eine ganze Menge einstecken, hinunterschlucken und verdauen müssen. Diesmal tat es besonders weh. Das Erwachen war scheußlich.

Aber er packte es doch an. Noch bevor sich der gleißende Farbenwirbel vor seinen Augen richtig geklärt hatte, wuchtete er sich hoch.

Es war eine Reflexbewegung. Er bereute sie schon im nächsten Augenblick. Sein Magen revoltierte. Würgend erbrach er sich.

Die Welt hob und senkte sich.

Es roch nach nassem Holz, Seetang, Schweiß. Dann registrierte er die Stimmen. Zuerst waren sie noch verzerrt und derart miteinander vermengt, daß er nichts verstehen konnte. Aber je genauer er hinhörte, desto mehr entwirrte sich das Stimmenknäuel.

Dann machte Mike einen zweiten Versuch. Dieses Mal war er vorsichtiger. Ganz behutsam hob er seinen Kopf und sah sich um.

»… scheint ihm besser zu gehen«, stellte eine rauhe Stimme fest.

Sie gehörte zu einem Zcoorr, der am Fußende der Schiffskoje stand und zu ihm hersah. Kaath war neben ihm. Er nickte zustimmend.

»Eh, Hunter, – wieder da?«

Mike krächzte etwas, das er selbst nicht verstand. Er räusperte sich. »Wo sind wir?«

»An Bord der guten, alten Zarjkja«, erwiderte Kaath amüsiert.

»Die Decksplanken haben uns wieder.«

Mike fühlte sich schwach und elend. Sein Film war nach dem Abenteuer mit der dreiköpfigen Schlange gerissen. Auf der kleinen Insel. Und jetzt… jetzt waren sie wieder an Bord des Zcoorr-Seglers.

Da gab es so verdammt viele Ungereimheiten, Dinge, die er nicht

verstand. Unter anderem auch das geheimnisvolle Auftauchen ihrer Waffen auf der Insel…

»Wie…?« fragte Mike. Er mußte knapp formulieren. Jedes Wort schmerzte. Sein Hals schien mit Reißnägeln behandelt worden zu sein.

»Sie haben uns gefunden. Kein Zcoorr läßt seinen Kapitän im Stich, oder, wie in unserem Fall – seine beiden Kapitäne. Sie haben unsere Gedankenströme angepeilt«, fügte er noch hinzu, als Mike nicht gleich reagierte.

Richtig, dachte Mike. Davon hatte ihm Layja erzählt. Die Zcoorr konnten Gedanken spüren – wie ein Bluthund den Geruch seiner Beute. Das machte sie ja so gefährlich – und für die Moordrohr so wertvoll.

Mike schluckte und ließ sich zurücksinken. Das Lager, auf das sie ihn gebettet hatten, war alles andere als bequem, aber darauf achtete er nicht.

Vorsichtig tastete er nach seinem Arm. Noch immer war er dort, wo ihn die Schlange gepackt hatte, völlig gefühllos. Ein straffer Verband lag darum.

»Er wird heilen«, erklärte Kaath. »Du hast Glück gehabt. Überhaupt scheinst du eine Menge Glück zu haben. Zzandra, die Neunschwänzige, mag wissen, womit du dir das verdient hast. Normalerweise hätte dir die Dreiköpfige den Arm abreißen müssen…«

Mike ging nicht darauf ein. »Moordrohr«, sagte er. »Sind wir nach Moordrohr unterwegs?«

»Ja. Viel Zeit haben wir verloren. Unsere Herren werden ungeduldig.«

Und nicht nur sie, führte Mike den Satz in Gedanken fort. Er biß die Zähne zusammen und drehte sich auf die Seite.

»Warum dient ihr ihnen? Was geben sie euch, das so wertvoll ist, daß ihr euch derart verkauft?«

Kaath lachte polternd. »Wir sind ihre Geschöpfe«, erwiderte er einfach. »Sie haben uns geschaffen. Es ist ihr gutes Recht, über unser Leben zu verfügen. Und außerdem – es ist keine Schande für einen Zcoorr, sich zu verkaufen, solange er sich gut verkauft. Denkt und handelt ihr Menschen nicht trotz eurer sogenannten Moral genauso? Mach mir nichts vor, Mike Hunter!«

»Du – du tust mir leid, Kaath«, versetzte Mike schwach.

Er wußte, daß er in gewissem Maße ungerecht handelte. Kaath diente dem Bösen – aber er war so erzogen worden. Für ihn hatte es wahrscheinlich nie eine Alternative gegeben. Außerdem: Es kam immer auf den persönlichen Standpunkt an. Von seiner Warte aus gesehen, diente er dem – Guten.

»Du solltest jetzt schlafen, Mike Hunter. In zwei Perioden werden wir Moordrohr erreichen. Das Unwetter hat uns weit abgetrieben, aber das

ist nicht mehr zu ändern. Vauun, der launische Wettergott, hat es so gewollt und nicht anders. Unsere Herren werden Verständnis dafür haben.«

»Laßt mich allein«, verlangte Mike.

Kaath warf ihm noch einen undefinierbaren Blick zu, dann nickte er und wandte sich um. Der andere Zcoorr folgte ihm. Sie verließen die spartanisch eingerichtete Kajüte. Schwer atmend ließ Mike seinen Kopf auf den gesunden rechten Arm sinken. Schmerzen hatte er momentan keine. Die Zcoorr mußten seine Wunde ordentlich verarztet haben.

Er nahm sich vor, wach zu bleiben. Er wollte bereit sein, wenn sie Moordrohr erreichten.

Aber irgendwann fiel er dann doch in einen unruhigen Schlaf.

***

Behutsam ließ Brankon Zarnyr, der Vampir, sein Opfer zu Boden gleiten. Sein Blutdurst war gestillt. Der Keim gelegt. Angela Mallert würde binnen kürzester Zeit zu seinesgleichen werden. Zarnyr konnte mit sich zufrieden sein.

Insgeheim beglückwünschte er sich. Es hatte sich als sehr vorteilhaft erwiesen, Zer-Barkaras engster Vertrauter zu sein. Dieser Auftrag gefiel ihm. Er konnte das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

Ein letzter Blick auf das Mädchen. Wie hingegossen lag es im Schnee, die Arme ausgebreitet. Die Augen starrten glanzlos ins Leere.

»Bis bald, mein Täubchen«, flüsterte Zarnyr. Er breitete seine Schwingen aus, wollte sich abstoßen und in die samtige Dunkelheit der Nacht erheben.

Aufgeregte Rufe ließen ihn herumfahren.

Zwei Männer standen nur ein paar Meter entfernt. Sie mußten aus der Kneipe gekommen sein.

Brankon Zarnyr ließ ein aggressives Fauchen hören und wich in den Schlagschatten eines Hauses zurück. Die Männer schienen ihn zwar gehört, nicht jedoch deutlich gesehen zu haben. Sie schlugen das Kreuzeszeichen. Leise beratschlagten sie. Einer deutete herüber.

Wahrscheinlich sahen sie das leblose, schwarze Bündel – Angela Mallert.

Zarnyr wartete nicht mehr länger. Er wollte es noch nicht auf einen Kampf ankommen lassen. Er hatte seine Befehle, und die galt es zu befolgen. Zer-Barkara war streng. Mindestens ebenso streng wie Asmodis, der Fürst.

»He! Da – da ist der Dreckskerl! Sieh doch… Er kann fliegen!« brüllte eine aufgeregte Stimme.

»Quatsch… Du täuschst dich …«

»Ein Vampir! Das muß ein Vampir sein…«

Brankon Zarnyr achtete nicht mehr auf das Gezeter. Wie ein Schemen glitt er in die Höhe. Seine Schwingen breiteten sich aus. Kraftvoll schlugen sie die rauhe Nachtluft und trugen ihn rasch davon. Er wurde eins mit der Finsternis.

Da erreichte ihn Zer-Barkaras telepathische Botschaft. Erregung vibrierte in den normalerweise so unpersönlichen, so konzentrierten Gedankenimpulsen.

Damona King hat Murray überwältigt! Goorn ist gefangen! Jetzt mußt du sofort handeln… Zeig, wie gut du bist! Und – ob du mein Vertrauen verdient hast! Kümmere dich um die Entartete! Kümmere dich gut um sie!

Du weißt, wie gefährlich sie ist!

Und Brankon Zarnyr grinste häßlich.

Ja, Zer-Barkara, dachte er, *ich werde mich um sie kümmern! Du weißt, wie stark ich bin! Ich bin kein Schwächling wie Goorn. Ich werde nicht scheitern!*

Zer-Barkara schwieg. Offenbar hielt er es nicht für nötig, zu antworten. Er war arrogant. Brankon Zarnyr verwarf diese Gedanken.

Sie waren gefährlich.

Er dachte an Damona King.

Viel hatte er von ihr gehört, und nur Schlechtes. Sie war eine Entartete, eine Herausforderung für jeden Angehörigen der Schwarzen Familie….

Wenn er sie tötete, erntete er unsagbaren Ruhm, und außerdem ein riesiges Besitztum. Asmodis hatte seiner Forderung zugestimmt, das wußte er von Zer-Barkara.

Zarnyr war ehrgeizig und habgierig.

Und er wußte um seine Macht. Er war ein Vampir – aber nicht nur das…

Zer-Barkaras Wahl war nicht umsonst auf ihn gefallen.

Genug sinniert jetzt, rief er sich zur Ordnung. Der ursprüngliche Plan mußte nur geringfügig geändert werden. Goorn hätte Damona kampfunfähig machen sollen, so daß er leichtes Spiel mit ihr gehabt hätte… Jetzt besorgte er das selbst.

Mit Goorn hatte er kein Mitleid.

Er teilte ungern. – Da Goorn versagt hatte, würde er allein derjenige sein, welcher Ruhm und Besitztum kassierte…

In einem weiten Bogen flatterte er über das Dorf der Sterblichen.

Seine sensiblen Sinne leiteten ihn. Sein Ziel war King's Castle. Das Schloß, das sich unweit des Dorfes erhob. Dunkel ragte es auf.

Diese Sterblichen, dachte Brankon Zarnyr abfällig. *Wann werden sie endlich begreifen, daß sie nur geboren werden, um uns Nahrung und Zeitvertreib zu sein.*

***

Die finsteren Kräfte waren zu mächtig!

Wie ein titanischer, schwarzer Block kauerte die Dunkelheit ringsum. Sie schien das Flackerlicht der geweihten Kerzen, die Damona an den Endpunkten des weißen Pentagramms aufgestellt hatte, regelrecht aufzusaugen. Und immer näher heranzurücken. Allein die Linie, die sie mit der magischen Kreide gezogen hatte, gebot ihr noch Einhalt.

Damona wiederholte die Formeln des Lichts zum siebtenmal.

Laut, mit fester Stimme sprach sie und rief die Mächte des Guten.

Nichts geschah.

Vielleicht werden sie ebenso aufgesogen und verschluckt wie das Licht der Kerzen, durchschoß es sie.

Nein. Sie bildete sich das nur ein. Das Schloß war vor finsteren Mächten geschützt. Überall waren die Banner angebracht. Darüber hinaus herrschte Vanessas guter Geist hier.

Sie versuchte, ihre Gedanken noch mehr zu bündeln.

Es ging nicht.

Knisternd erloschen die Kerzen. Als habe sie eine unsichtbare Hand ausgedrückt. Damona zuckte leicht zusammen. Gepreßt atmete sie und starrte in die Dunkelheit, die jetzt allgegenwärtig war.

Rasch gewöhnten sich ihre Augen daran.

Die beiden grauschwarzen Rechtecke der Fenster waren deutlich auszumachen. Die wenigen Möbel des Turmzimmers jedoch waren nur geduckt lauernde Schatten. Der Tisch. Der kleine Schrank. Die Regale, auf denen die verschiedensten Instrumente der Weißen Magie angeordnet waren.

Sie dachte an Bens Angriff. Die Dämonenbanner hatten ihn – oder das Wesen, das ihn handeln ließ – nicht schrecken können.

Das verriet, wie mächtig der Gegner war. Und, daß es keinen hundertprozentigen Schutz gegen das Böse gab.

Ein Eissplitter fraß sich in Damonas Seele.

Und der arme Ben war dem Bösen immer noch hilflos ausgeliefert.

Sie hatte ihn zwar betäuben können, nicht jedoch befreien. Das würde sie morgen früh probieren. Im hellen Licht des Tages waren die finsteren Mächte geschwächt.

Vielleicht hätte sie die Anrufung der Urmächte des Lichts ebenfalls tagsüber durchführen sollen? Aber sie hatte einfach nicht mehr warten wollen.

Und jetzt…?

Was passierte jetzt?

Stille herrschte. Drückende, drohende Stille. Ihr Herzschlag war überlaut. Er hämmerte in ihren Ohren.

Damona verhielt sich passiv.

Instinktiv versuchte sie, ihre Para-Energie zu sammeln, um einem eventuellen Angriff begegnen zu können. Aber sie griff ins Leere.

Ihre Hexenfähigkeiten schienen seit dem Kampf gegen Ghulghanaars Puppenkönigin vergangen zu sein. Vielleicht war alles zuviel gewesen… Überanstrengung.

Da!

Eine sanfte Berührung in ihrem Geist! Etwas Leichtes, Gutes drang in sie ein, breitete sich aus. Wärme prickelte durch Damonas Kopf.

Sie riß sich zusammen. *Wer – wer bist du?* formulierte sie mühsam.

Sie war so aufgeregt, daß ihr jede Konzentration schwerfiel.

Worte formten sich in ihrem Geist. Unendlich langsam geschah es, als sei es nahezu unmöglich, die Verbindung aufrechtzuhalten – und noch viel schwerer, mit der Konversation zu beginnen.

Du kennst mich, Damona. Layja, Ich bin Layja.

Damona atmete erleichtert auf. Sie vertraute ihrer Gesprächspartnerin. Niemals wäre es den finsteren Mächten möglich gewesen, derartig aufzutreten.

Was ist mit Mike? Lebt er? Geht es ihm gut? dachte Damona so intensiv, daß es sie selbst schmerzte.

Die schwache Gedankenstimme Layjas lachte perlend.

Den Umständen entsprechend geht es ihm gut, erwiderte sie schließlich.

Das ist sehr vage!

Nicht viel Zeit… Es – es erfordert viel Kraft. Layjas Gedanken hatten sekundenlang regelrecht geflattert, aber jetzt festigten sich die Impulse wieder. *Eine schreckliche Gefahr … Kontakt aufgenommen … dich zu warnen! Schattenschloß … Flammentunnel …*

Damona fühlte förmlich, wie die Verbindung schwächer wurde.

Es war, als entferne sich jenes Wesen, das sich Layja nannte, rasend schnell von ihr.

Und dann herrschte wieder Stille. Stille um sie herum – und in ihr!

Schweißgebadet war sie. Zitternd richtete sie sich auf. Ihre Hand fand die Zündhölzchen. Sie riß eines an und entzündete die geweihten Kerzen. Das Licht zauberte ein unruhiges Spiel von Licht und Schatten gegen die Wände.

Aber die Bedrohung durch die Finsternis hatte sich kaum geändert. Körperlich konnte sie sie spüren. Jetzt deutlicher.

Sekundenlang dachte sie an die rätselhaften Andeutungen Layjas.

Sie halfen ihr nicht weiter. – Oder doch?

Sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken.

Vor einem der beiden Fenster tauchte wie hingezaubert ein Schatten auf. Aufgeregt flatterte er dicht vor der Scheibe. Das Schlagen der ledrigen, pechschwarzen Schwingen machte Damona aufmerksam.

Aber da war es schon zu spät!

Etwas schoß auf sie zu, griff nach ihr! Eine glühende, schwarze Klauenhand aus purer Energie!

Die Gefahr, vor der Layja sie noch hatte warnen wollen!

Und Damona fühlte, wie sie in einen bodenlosen Abgrund geschmettert wurde…

***

Layjas Geist trieb im Nichts zwischen den Dimensionen.

Der Angriff der unbekannten Macht hatte sie förmlich davongeschleudert. Nichts hatte sie ihr entgegensetzen können. Das reingeistige Vordringen zur Oberfläche der Erde hatte ihr viel zuviel Kraft abverlangt. Dann der Kontakt mit Damona King…

Sie war zu schwach.

Aber sie lebte noch.

Der Angreifer hatte sie nicht verfolgt. Vielleicht konnte er es nicht.

Layja verharrte. Für eine Zeitspanne, die nicht den normalen Zeitgesetzen unterlag, pausierte sie, sammelte sie neue Kräfte.

Ein schwacher, warmer Strom machte sich prickelnd bemerkbar.

Ihre Schwestern hatten ihr Dilemma bemerkt und versuchten, sie zu stärken. Dankbar sog Layja die belebende Energie in sich hinein. Es war nicht viel… Die Distanz war viel zu groß. Der silberhelle Schemen, der sie in ihrer momentanen Existenz war, pulsierte heller.

Layja fühlte sich wieder besser.

Kurz sondierte sie ihre Umgebung.

Das graue Zwielicht umgab sie. In dieser Region war keine Spur von Leben – egal welcher Art – auszumachen.

Trotzdem – ihr Vorhaben war vereitelt worden. Damona King war zwar gewarnt, aber geholfen war ihr damit nicht. Die wenigen fragmentarischen Hinweise, die sie ihr übermitteln konnte, dürften für sie kaum von praktischem Wert sein.

Das Böse war wieder einmal schneller und stärker gewesen. Das zeigte ihr, wie sehr sich die Situation zuspitzte.

Layja setzte sich in Bewegung. Gedankenschnell strebte sie ihrer eigenen Welt entgegen. Damona King konnte sie nicht mehr erreichen. Dazu war sie zu schwach. Es hätte sie ihr Leben gekostet.

Aber Mike Hunter brauchte sie jetzt. Ganz deutlich erkannte Layja dies. Und sie beeilte sich noch mehr. Vielleicht konnte sie ihm wenigstens helfen…

***

»Sie ist tot«, sagte Lyle Jeffries beinahe andächtig und sah auf das bleiche Mädchen nieder, das vor ihm auf dem fleckigen Tisch lag.

Sein Freund Bill Corry nickte. Die anderen Männer, die ihnen geholfen hatten, Angela Mallert in Hank Dunbars Kneipe zu tragen, schwiegen betreten. Sie alle hatten sie gekannt, die freundliche junge Frau, die noch nicht lange in Marnock Fearn wohnte. Kontakt hatten sie zwar nicht zu ihr gehabt, denn sie lebte ziemlich zurückgezogen in Dunn Sandings Haus, aber trotzdem hatten sie sie irgendwie gemocht

und akzeptiert.
Und jetzt lag sie vor ihnen. Tot. Bleich. Starr.
Das ging ihnen an die Nieren.
»Malerin war sie, glaube ich«, murmelte jemand. Dann wieder lastendes Schweigen, das nur von leisen, gepreßten Atemzügen gestört wurde.
Vorhin hatten sie nach Constabler Muir geschickt und nach dem Doc. Aber beide waren nicht aufzutreiben gewesen. Muir war dienstlich unterwegs, der Doc ebenfalls. Mary Hasting bekam ihr viertes Baby.
Die alte Selna, die Angela Mallert untersucht hatte, richtete sich auf und strich ihr fettiges, struppiges weißes Haar zurück. Die alte Selna war eine Eigenbrötlerin. Sie sammelte Kräuter und Pilze und verkaufte sie am Markttag im Dorf. Viele hielten sie für eine Hexe und mieden ihre kleine Kate am Ortsrand. Trotzdem hatten sie sie geholt, nachdem feststand, daß der Doc nicht kommen konnte.
Selna hüstelte. Der Reihe nach sah sie die Männer, die den Tisch umstanden, an. Ihre kleinen, unter buschigen Brauen liegenden Augen funkelten hart. »Ihr irrt euch alle«, sagte sie endlich mit ihrer hohen Fistelstimme.
»Was soll das heißen?« brummte Jeffries. Er hatte mit Bill zusammen die Leiche entdeckt, und daraus leitete er sein Recht ab, für die Gruppe zu sprechen.
»Sie ist nicht tot«, versetzte Selna geheimnisvoll. »Angela Mallert ist nicht tot!«
Lyle Jeffries wollte aufbrausen, aber das überlegte er sich anders.
Er dachte an den Kerl, den er über die Tote gebeugt stehen gesehen hatte. An den Kerl, der sich einfach in Luft aufgelöst hatte. Bill hatte gar geglaubt, ihn davonfliegen zu sehen…
Jetzt dachte sich Lyle Jeffries seinen Teil.
Von Vampiren hatte er schon gehört. Seine Mutter hatte ihm früher viel von diesen Wesen erzählt und behauptet, es gebe sie wirklich.
Er fröstelte unwillkürlich. Unbehaglich räusperte er sich.
»Seht ihr dieses Mal an ihrem Hals?« fragte die alte Selna. »Es ist das Mal der Vampire…«
Jetzt war es ausgesprochen. Die Männer murmelten. Einige wandten sich ab und verließen das Hinterzimmer.
»Ja, geht nur, wendet euch ab, verkriecht euch«, kicherte Selna.
»Das Böse ist unter uns. Der Blutgraf geht um…«
»Genug jetzt!« sagte Jeffries schroff.
»Ich werde schweigen, Lyle Jeffries. Aber erst, wenn ich das für richtig halte. Sie ist eine Gefahr. Sie wird auferstehen und zur Vampirin geworden sein.«
»Unsinn!«
»Du weißt, daß ich die Wahrheit sage! Denkt daran, wie ihr sie

gefunden habt! Tot. – Von dem Mann, den du angeblich gesehen hast, fehlt jede Spur. Der Schnee: unberührt. Nur Angela Mallerts Spuren waren zu sehen. Und doch ist sie tot… Und kein Tropfen Blut ist mehr in ihrem Körper.«

Lyle Jeffries senkte den Kopf. Er konnte Selnas Blick nicht mehr standhalten.

»Du hast recht, Selna«, sagt er endlich, und sein Gesicht war grau.

»Was – was sollen wir tun?«

»Du weißt es wirklich nicht, Lyle Jeffries?« fragte Selna leise. Ihre Stimme zitterte. »Gut, dann will ich es dir – und euch allen – sagen. Holt einen Hammer und einen zugespitzten Holzpfahl. Taucht beides in Weihwasser. Und dann – dann pfählt sie. Pfählt sie und gebt ihr ihren Seelenfrieden!«

Lyle Jeffries sah die anderen Männer an. Das Grauen stand in ihren Gesichtern geschrieben. Als sie seinen Blick bemerkten, sahen sie zu Boden.

»Wir müssen es tun!« sagte Barney Walsh rauh.

»Seid ihr auch dieser Meinung?« fragte Jeffries.

Sie nickten alle.

Da wandte er sich ab. Ein unsagbares Gewicht schien auf seinen Schultern zu lasten. Mit schweren Schritten ging er hinaus, um Hammer, Pfahl und Weihwasser zu holen.

***

Ein Stromstoß schien glühend heiß, alles verbrennend, mit barbarischer Gewalt durch ihren Körper zu fahren. Damona krampfte sich zusammen. Haltlos krachte sie auf den Boden.

Im gleichen Moment sah sie wieder klar. Die Schwärze, die sie zu verschlingen gedroht hatte, wich. Die Flammen der geweihten Kerzen flackerten höher, als spürten sie, wie wichtig ihr Licht in diesem Augenblick war. Die Kreidestriche, mit denen Damona das Pentagramm manifestiert hatte, flirrten.

Und im gleichen Augenblick floß die schwarze, pulsierende Energieklaue, die nach ihr gegriffen hatte, ab!

Ja, wie schmutziges Wasser floß sie ab!

Das Pentagramm, die geweihten Kerzen an den Endpunkten, schützten sie. Damona riß sich zusammen. Die Wucht des Psychoangriffs hatte sie benommen – aber nicht kampfunfähig gemacht. Kristallklar arbeitete ihr Gehirn. Sie murmelte einen mächtigen Bannspruch, schleuderte ihn der Höllenkreatur, die noch immer vor dem Turmfenster flatterte, entgegen!

Der Hexenstein, den sie an einer Silberkette um den Hals trug, flammte. Irrsinnig schnell wechselten seine Farben. Damona sah es nicht. Aber sie spürte seine Wärme, die in sie einsickerte. Sie

überwand die Benommenheit vollends und richtete sich auf.
Siebenmal sprach Damona den Bann. Er wurde wirksam. Das flatternde Etwas vor dem Fenster wich. Es wagte sich nicht mehr so nahe an die Scheibe heran. Die Dunkelheit im Zimmer beruhigte sich.
Noch einmal wirbelte der Schemen heran.
Jetzt sah sie deutlich das Gesicht im zuckenden Licht der Kerzen.
Es war verzerrt. Vor Haß. Aber auch vor Schmerz. Der Bannspruch mußte ihm zusetzen.
Damona prallte zurück und schrie auf.
Da verschwand der Unheimliche genauso blitzartig, wie er dort draußen aufgetaucht war.
Damona trat aus dem schützenden Drudenfuß. Wie von Sinnen taumelte sie zum Fenster hinüber und sah hinaus. Ihre heiße Stirn preßte sie gegen die kühle Scheibe.
Der Schatten war verschwunden.
Einsam lag das verschneite Land in der Tiefe. Ebenso die Mauern von King's Castle.
Aber das beruhigte Damona nicht. Überhaupt nicht. Sie riß sich herum. Immer noch innerlich zitternd, zog sie ihre Kleider an. Für die Beschwörung der Urmächte hatte sie sie ausgezogen. Das Ritual erforderte dies.
In Rekordzeit war sie fertig. Dann kramte sie in den auf den Regalen aufgebauten Utensilien der Weißen Magie. Die meisten dieser Relikte hatten noch ihrer Mutter Vanessa gehört.
Nach kurzer Suche fand sie das silberne Kreuz, dessen langes, unteres Ende spitz zulief. Damit vermochte man einen Vampir zu töten. Es war eine gute Waffe.
Damona steckte sie hinter ihren Gürtel und verließ das Turmzimmer. Die Entscheidung war gefallen. Bens Angriff und der Angriff des Vampirs spielten in ihren Fall hinein. Sie konnte jetzt nicht mehr bis zum Tagesanbruch warten. Die Geschehnisse überstürzten sich.
Wenn sie von ihnen nicht überrollt werden wollte, mußte sie jetzt handeln.
Und genau das hatte sie vor.
Sie mußte es tun, auch, weil sie Klarheit haben wollte. Der Vampir – er hatte Mikes Gesicht gehabt!

***

Brankon Zarnyr ließ sich vom leichten Nachtwind tragen. Vereinzelte Schneeflocken tanzten in der Luft. Es war eisig kalt. Aber das spürte er nicht.
Haß loderte wie ein gigantisches Magnesiumfeuer in seinem Innern. Er hatte geglaubt, mit der Entarteten leichtes Spiel zu haben.
Jetzt war er um einiges Gescheiter. Jetzt wußte er, daß Zer-Barkara

nicht übertrieben hatte. Damona King war gefährlich…
Aber sie war nicht unbesiegbar!
Brankon Zarnyr kicherte.
Es war ein böses Kichern.
Noch war nichts verloren. Die ersten beiden Runden gingen zwar an seine Gegnerin, aber das mochte sie nur leichtsinnig machen.
Wer leichtsinnig war, der machte Fehler.
Genau darauf spekulierte er.
Damona King würde King's Castle verlassen. Sie würde ihn verfolgen, versuchen, ihn zu vernichten. Aber das würde sie nicht schaffen!
Momentan war er geschwächt. Er hatte viel Energie verbraucht.
Aber dieser Zustand war schnell zu beheben. Im Dorf gab es für ihn mehr als genug stärkende Nahrung.
Wie ein Schemen huschte er weiter. Seine Schwingungen korrigierten leicht die Flugrichtung, dann ging er lautlos auf dem Dach eines einfachen Hauses nieder.
Seine dämonischen Sinne witterten die psychischen Ausdünstungen von Menschen. Sein *Blutdurst erwachte*.
Brankon Zarnyr gedachte, ihn so schnell wie möglich zu stillen.
Er konzentrierte sich…

***

Das winzige Zimmer, in dem Ben Murray untergebracht war, lag direkt unter Damonas Refugium im Turm. Sie eilte die Stufen hinunter. Noch immer stand Mikes Gesicht vor ihrem inneren Auge. Das verzerrte Gesicht eines Vampirs…
Sie stieß den Schlüssel ins Schloß, drehte ihn und drückte die Tür auf. Dann trat sie ein.
Murray war gefesselt und lag im Zentrum eines Drudenfußes.
Mehrere magische Zeichen sorgten zusätzlich dafür, daß der böse Geist, der den Inspektor beherrschte, weder aktiv werden noch ausfahren konnte. Er war gefangen.
Murray war immer noch bewußtlos. Sein Brustkorb hob und senkte sich gleichmäßig, wie der eines Schlafenden.
Damona trat in das Pentagramm. Kurz zögerte sie noch. Das Puzzle war noch lange nicht komplett. Im Gegenteil. Sie kannte nur ein paar winzige Bruchstücke. Aber daraus glaubte sie, einiges konstruieren zu können.
Vordringlich war jetzt, daß sie die Wesenheit, die Ben beherrschte, zum Reden brachte. Sie konnte damit nicht mehr bis zum Tagesanbruch warten. Sie mußte es jetzt, jetzt gleich, versuchen.
Ein Wettlauf gegen die Zeit hatte begonnen, das ahnte sie. Das Böse wurde immer mächtiger. Ob Ghulghanaar die Zustimmung der Moordrohr bereits bekommen hatte? War er vielleicht sogar schon mit

ihnen unterwegs, um Tod und Verderbnis über die Menschheit zu bringen? In seinem Zorn mußte der Wahnsinnige fürchterlich sein… Die Zerschlagung seiner Puppenarmee und seiner Priesterschaft mußte ihn getroffen haben.

Unruhig bewegte sich Ben Murray.

Das Böse in ihm schien ihre Gegenwart zu spüren. Aber noch waren die Zeichen der Weißen Magie stärker. Der Hexenbann hielt.

Damona streifte die Kette mit dem Hexenstein über ihren Kopf.

Noch immer schlummerten ihre Para-Kräfte passiv in ihr. Sie war gezwungen, andere Wege zu beschreiten. Not macht erfinderisch.

Das geheimnisvolle Juwel schimmerte in einem matten Goldton, der sich rasch intensivierte.

Murray stöhnte. Damonas Herz setzte einen Schlag aus; Sie wußte, daß sie Ben nun Schmerzen zufügen mußte…

Ben?

Nein, das war momentan nicht mehr der Ben, den sie kannte und trotz seiner burschikosen, brummigen Art gerne mochte. Im Augenblick war er nur ein Vertreter des Bösen. Vielleicht konnte sie ihn retten… Sie mußte es tun!

Entschlossen drückte sie den Hexenstein gegen seine Stirn.

Der Stein flammte auf. Veränderte seine Farbe. Wurde blutrot.

Dann weiß. Das Weiß strahlte immer stärker. Und drang in Ben Murrays Schädel hinein.

Der Bewußtlose schrie röchelnd auf. Sein Körper zuckte wie unter unsichtbaren Schlägen. Flatternd hoben sich seine Lider. Die Augen waren verdreht, nur das Weiße war zu erkennen.

Damona murmelte ein Gebet. Ihre ganze Entschlossenheit legte sie in die Worte. Die weißmagischen Zeichen unterstützten es in seiner Wirksamkeit. Bens Schrei brach ab. Ganz ruhig wurde er.

»Rede!« sagte Damona scharf. »Du, der du in diesem Körper eingenistet bist, rede! Ich befehle es dir!«

»Du kannst mir nichts befehlen!« grollte Ben Murray mit einer Stimme, die nicht seine eigene war. Rauh war diese Stimme, rauh – und von verschlagener Bösartigkeit.

»Ich werde dir beweisen, daß ich es kann!« Damonas Wangenmuskeln spielten. Sie drückte den Hexenstein fester gegen Murrays Stirn.

»Du bist wahnsinnig! Du tötest damit auch den Sterblichen, in dem ich mich aufhalte!«

»Das ist mir egal«, bluffte Damona. »Er bedeutet mir nichts. Du hast keine Chance…«

»Ich werde reden…«

»Gut. Wer bist du?«

»Goorn… Goorn, der Parasit.«

»Weiter. Ich will mehr wissen. Wie konntest du ins Schloß gelangen… Überall sind Dämonenbanner angebracht …«

»Ich vergrub mich total in Murrays Unterbewußtsein. So war die Wirkung der Bann-Relikte auszuhalten. Sie schwächte aber trotzdem – sonst hättest du mich nicht derart besiegen können!«

»Wer ist dein Auftraggeber?«

»Zarnyr. Brankon Zarnyr, der Schwarze!«

»Irrst du dich auch nicht? Steckt nicht Asmodis dahinter?«

»Das – das weiß ich nicht!«

Damona schüttelte den Kopf. Ihre schwarze Mähne flog wie ein Schleier. »Das glaube ich dir nicht, Goorn. Rede… Sag die Wahrheit!«

Der Dämon heulte auf. In wilder Raserei wollte er Ben Murrays Körper hochreißen und Damona angreifen. Aber sie war auf der Hut. Mit einem Bannspruch hielt sie ihn unter Kontrolle.

»Du hast es nicht anders gewollt!« stieß sie flüsternd hervor.

Der Dämon fiel auch auf diesen Bluff herein. »Nicht! – Nicht töten!« flehte er hechelnd. »Ich weiß es wirklich nicht. Aber etwas anderes… Ich weiß etwas anderes. Brankon Zarnyr – er ist ebenfalls hier. Er weiß, daß ich gescheitert bin. Jetzt wird er dich ganz allein vernichten – und den Ruhm und den Reichtum kassieren …«

»Daß er hier ist, – das weiß ich bereits. Ich habe ihn zurückgeschlagen…«

»Er wird wiederkommen. Immer wieder… Zarnyr gibt nie auf.«

»Warum wollt ihr mich töten?«

»Es ist Zarnyrs Wille!«

Damona überlegte zwei Sekunden lang. Dann stellte sie ganz ruhig ihre nächste Frage: »Was weißt du von Ghulghanaar, dem Wahnsinnigen? Ist es seinetwegen? Sollt ihr mich töten, damit er freie Bahn hat? Hat sich die Schwarze Familie mit ihm arrangiert?«

»Ich – ich weiß nicht, ob es seinetwegen ist. Zarnyr hat mich nicht eingeweiht. Ich bin nur ein niederer Dämon. Ich sollte dich beschäftigen, dich ablenken, und, wenn möglich, übernehmen. Zarnyr hätte dich dann zum Vampir gemacht. Mehr weiß ich nicht. Zarnyr hat es nicht nötig, mir Rede und Antwort zu stehen. Er befiehlt. Ich habe zu gehorchen. So will es das Gesetz der Hölle.«

Das konnte stimmen, – oder auch nicht. Damona sah ein, daß sie so nicht weiterkam. Ein paar Augenblicke war sie abgelenkt. Das nutzte Goorn aus!

Aus Ben Murrays Mund faserte schwarzer Rauch! Irrsinnig schnell nahm er Gestalt an. Eine Wesenheit, gut einen Kopf größer als Damona, entstand. Die magischen Zeichen schwächten sie jedoch sichtlich.

Es gelang Goorn nicht, seinem Dämonenkörper absolute Festigkeit zu verleihen. Er blieb ein waberndes Gebilde, dessen Konturen

ineinanderflossen und pulsierten.
Er griff an!
Seine Klauenhände fuhren vor!
Damona glitt unter den vorstoßenden Händen weg. Automatisch hatte sie reagiert. Mit einer derartigen Entwicklung hatte sie beinahe gerechnet.
Sie überschritt die Kreidelinie des Pentagramms. Noch bevor Goorn herumfahren und gegen die magische Barriere anrennen oder sich wieder in seinen Wirtskörper zurückziehen konnte, schossen Damonas Hände vor, krallten sich in Ben Murrays starre Hand. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung zerrte sie den Inspektor aus dem Drudenfluß. Die Kreidelinie verwischte – aber sie war nicht unterbrochen!
Der Dämon war gefangen!
Und gleichzeitig war Ben Murray frei. Er bemerkte es nicht. Seine Ohnmacht dauerte an. Dafür sorgten Damonas Zeichen.
Goorn wütete. Er wirbelte in seinem Gefängnis herum.
»Du begreifst hoffentlich, daß du jetzt endgültig verloren bist, Höllenkreatur!« sagte sie spöttisch.
Seine Antwort bestand aus einem infernalischen Fauchen und Kreischen. Er schien völlig durchgedreht zu sein. Er tobte und fluchte und spuckte. Schwarzer Rauch umflirrte ihn. Seine Gestalt wurde mehr und mehr transparent. Die Ausstrahlungen der weißmagischen Kreidestriche vertrug er nicht. Nicht, wenn er sie ungeschützt – also in seiner wahren Gestalt – hinnehmen mußte. Ben Murrays Körper hatte ihn bisher ziemlich gut davor geschützt. Aber jetzt…
»Verdammte Hexe!« kreischte Goorn außer sich. »Dreimal verdammte Hexe! Zarnyr wird mich rächen… Er – und die anderen aus meiner Sippe! Nie werden sie vergessen, daß du mich vernichtet hast!«
Das Nebelgesicht Goorns verzerrte sich und zerfloß. Jetzt war es nur mehr eine wildbewegte Fläche. Wie die Oberfläche eines Sees, der vom Sturm gepeitscht wird.
Damona schwieg. Sie hatte kein Mitleid mit dem Dämon. Er war eine Ausgeburt der Hölle. Zahllose Menschenleben hatte er schon auf dem Gewissen.
Plötzlich änderte er seine Taktik. Sein unflätiges Schreien verstummte. »Hilf mir«, sagte er ganz ruhig. »Hilf mir, und ich gebe dir alles, was du willst!«
»Du weißt, was ich will«, versetzte sie.
»Vergiß es! Ich kann deine Fragen nicht beantworten! Ich kann es nicht. Und selbst, wenn ich es könnte, so würde ich es nicht tun. Ich will nicht als Verfluchter in die Fänge des Spuks geraten und in alle Ewigkeit der Dämonenfolter unterzogen werden!«

Wortlos nahm Damona ihre Rechte hoch, in der sie die Silberkette mit dem Hexenstein hielt. Dessen Licht schien von dem Dämon förmlich angezogen zu werden.

Goorn wurde immer schwächer.

Die Ausstrahlungen der Kreidestriche und weißmagischen Zeichen sowie die des Hexensteins töteten ihn. Blaue Flammen huschten über seinen Körper. Wild wirbelte er herum. Die Flammen loderten stärker.

»Du wirst zur Hölle fahren, verdammte Hexe! Irgendwann findest du deinen Meister!«

Dann: Stille.

Knisternd erloschen die Flammen. Sie hatten den grauschwarzen Nebel, der Goorn gewesen war, gefressen. Der Dämon war vernichtet. Die ungeheuere Spannung, die in der Luft gelegen hatte, gab es ebenfalls nicht mehr.

Damona spürte es. Befreit atmete sie auf. Flüchtig kümmerte sie sich dann um Murray. Er hatte die ganze Prozedur überstanden, ohne etwas davon zu merken. Jetzt würde er zwölf Stunden durchschlafen und dann als neuer Mensch erwachen. Und danach würde er sich auf seine Fragen besinnen.

Damona seufzte. Nun, das konnte warten. Brankon Zarnyr, der Vampir mit Mikes Gesicht, jedoch nicht. Er trieb sich irgendwo in Marnock Fearn herum. Wahrscheinlich war er auf der Jagd nach einem Opfer, um sich an dessen Blut zu stärken.

Sie mußte am Ball bleiben.

Und dieser Ball hieß jetzt nun einmal Brankon Zarnyr.

Damona stürmte die Treppe hinunter. Unten, in der Halle, traf sie Henry. Es sah fast so aus, als habe er hier auf sie gewartet. Er schien vorausgesehen zu haben, daß er in dieser Nacht noch gebraucht wurde. Er war eben perfekt.

Sie wies ihn an, Ben in eines der Gästezimmer zu bringen und sich seiner anzunehmen. Henry stellte keine Fragen. Er deutete eine Verneigung an und trabte gemessenen Schrittes los.

Die Standuhr schlug Mitternacht.

Die Stunde, in der das Böse am mächtigsten war, war angebrochen!

Damona wischte sämtliche Bedenken beiseite und trat ins Freie.

Wummernd krachte das mächtige Portal hinter ihr ins Schloß.

Sie eilte über den gepflasterten Hof, klemmte sich hinter das Steuer des Rovers, startete und fuhr los. Schnee spritzte auf.

Ihr Ziel: Marnock Fearn.

Sie wußte, daß sie dort Brankon Zarnyr finden würde. Und vielleicht eine Möglichkeit, Mike zu helfen – und Ghulghanaars Rückkehr auf die Erde zu verhindern.

Sie handelte genau so, wie Zarnyr dies vorausgesehen hatte.

***

Ein leises Geräusch weckte ihn.

Mike ruckte herum. Sekundenlang loderte der Schmerz auf, denn heftige Bewegungen vertrug seine Wunde nun mal überhaupt nicht.

Eine schmale Hand legte sich auf seinen Mund. »Keinen Laut, Mike«, flüsterte eine sanfte Stimme.

Mike nickte. Seinen Blick ließ er auf Layja ruhen. Das Para-Ego der Baumblume Xytanaa saß neben ihm am Bettrand. »Ich hab' nicht mehr damit gerechnet, dich noch einmal wiederzusehen«, sagte er, als sie ihre Hand zurückgezogen hatte.

»Du hast mich vermißt?«

Ihre Konturen verschwammen leicht, dann gewannen sie wieder an Festigkeit. Layja lächelte. Und wie immer, wenn sie lächelte, schienen ihre großen Augen regelrecht zu strahlen. Das Geister-Mädchen war bildhübsch.

»Du siehst jemand ähnlich, den ich sehr gerne mag.«

»Ich weiß. Dieser Jemand heißt Damona King, nicht wahr?«

»Ja. – Woher weißt du…«

»Ich habe Kontakt mit ihr bekommen.«

»Was?« Mikes Erstaunen war echt. Diese Eröffnung hatte er beileibe nicht erwartet. »Komm, erzähl schon, Mädchen…«

»Wir haben nicht mehr viel Zeit. In wenigen Minuten deiner Zeit werden die Zcoorr kommen, um dich an Deck zu holen. Wir haben Moordrohr erreicht.«

»Teufel!« Er kam hoch, schwang seine Beine aus dem Bett. Taumelnd stand er auf und wankte ein paar Schritte. Auf dem Tisch lag sein Schwert. Er nahm es an sich. Dann wandte er sich wieder dem Para-Ego zu.

»Bitte, sag mir alles, was du weißt, Layja. Ich – ich muß es wissen…«

Sie ließ sich nicht dreimal bitten. Knapp berichtete sie von ihrem kurzen telepathischen Kontakt mit Damona King und den Dingen, die in der Zwischenzeit auf der Erdoberfläche geschehen waren.

Mike unterbrach sie nicht. Mit verschlossenem Gesicht hörte er zu.

Layja kam zum Schluß. Den heimtückischen Angriff der schwarzen Macht, die sie nicht mehr hatte identifizieren können, erwähnte sie nur flüchtig. Dann schwieg sie. Sie horchte in sich hinein.

»Das ist mehr, als ich erwartet hätte«, meinte Mike. Sein Gesicht hatte sich aufgehellt. Ein verwegenes Grinsen lag jetzt um seinen Mundwinkel. »Ghulghanaars Sache steht also momentan nicht allzu gut.«

»Das sieht nur so aus. Aber es täuscht. Die Schwarze Familie hat zwischenzeitlich ihren Konfrontationskurs gegen ihn aufgegeben. Satan höchstpersönlich gab die neue Parole aus: Zusammenarbeit mit Ghulghanaar. Und die Moordrohr scheinen vom Angebot des Wahnsinnigen auch durchaus angetan zu sein. Ich habe Hinweise

darauf, daß sie versuchen, den magischen Flammentunnel neu erstehen zu lassen.«

»Soll das etwas heißen, daß er bereits…«

»Ja. Ghulghanaar hat ihnen seinen Vorschlag unterbreitet. Allerdings steht die endgültige Antwort des Schwarzen Rats der Moordrohr noch aus. Sie lassen ihn warten. Die Blutgötter haben viel Zeit.«

»Was ich von mir überhaupt nicht behaupten kann«, versetzte Mike bitter. Dann fiel ihm noch etwas ein. »Warst du eigentlich dafür verantwortlich, daß Kaath und ich die Insel gefunden haben – und die Waffen?«

»Die Schlange hätte euch getötet. Und ich versprach, dir zu helfen«, erwiderte sie schlicht.

»Danke.«

Er strich über ihr Haar, und er fühlte es – und fühlte es doch nicht.

Einen Geist kann man nicht streicheln. Irritiert zog er seine Hand zurück. Layjas Lächeln war fast amüsiert.

Aber es verschwand gleich darauf wie fortgeätzt. »Sie kommen, Mike. Sie kommen, um dich an Land zu bringen.«

Schwere, polternde Schritte wurden draußen laut. Die Zcoorr mußten bereits in dem engen Korridor sein, der vor seiner Kabine endete. Jetzt wurde es ernst.

***

Lyle Jeffries schien um Jahre gealtert.

Seit er den spitzen Holzpfahl mit wuchtigen Hammerschlägen in Angela Mallerts Herz getrieben hatte, hatte er sich verändert. Nicht nur innerlich. Sein dichtes schwarzes Haar war an den Schläfen angegraut. Um seine Mundwinkel hatten sich tiefe bittere Falten eingegraben.

Er hatte das Grauen kennengelernt.

Als er den Pfahl angesetzt und zum ersten Schlag ausgeholt hatte, war Angela Mallert plötzlich hochgeruckt. Wie ein Tier hatte sie gefaucht – und sofort angegriffen. Sie war zur Furie geworden. Kreischend hatte sie ihn angefallen. Wären ihm die anderen Männer nicht zu Hilfe gekommen, – dann wäre er jetzt wohl nicht mehr am Leben. Sie hätte ihn mit ihren langen, spitzen Vampirzähnen gebissen und ihn ebenfalls zu einem Untoten gemacht.

Lyle Jeffries' Herz hämmerte wie verrückt. Tief hatte sich der Schrecken in ihn hineingefressen. Und auch jetzt ließ er ihn noch nicht los.

Agnes, seine Frau, sah ihn besorgt an, aber sie sagte nichts. Sie hatte sich an die Launen ihres Mannes gewöhnt. Und wenn er so spät aus Hank Dunbars Kneipe kam, dann wußte sie ohnehin, was das Gebot der Stunde war: Stillschweigen.

Sie sah auf ihre Hände, die von der vielen Arbeit häßlich und schwielig geworden waren. Das Leben war nicht leicht hier oben in den Highlands.

Lyle Jeffries brummte etwas und erhob sich. Er schwankte. Sein Blick war glasig. Er hatte zuviel Bier getrunken. Am Fenster baute er sich auf und starrte in die Winternacht hinaus.

»Irgendwo dort draußen lauert er…«, sagte er unvermittelt und so klar und deutlich, daß es auch seine Frau hören konnte.

Agnes Jeffries zuckte zusammen. »Guter Gott, Lyle, was sagst du da?« flüsterte sie.

»Du hast es doch gehört. Ein Vampir. Er sucht uns heim. Die Malerin, die bei Sandings gewohnt hat, die hat er gebissen und ihr Blut getrunken. Sie wurde ebenfalls zu einem Geschöpf der Finsternis.«

Agnes Jeffries schlug das Kreuzeszeichen. Ihre Haltung spannte sich an. Sie war eine gläubige Frau. »Sei still, Lyle, versündige dich nicht!« flehte sie.

Rasch erhob sie sich und trat an seine Seite. Er schien sie nicht wahrzunehmen. »Vielleicht beobachtet er uns. Jetzt, in diesem Augenblick…«

»Lyle, du bist betrunken. Bitte, geh ins Bett. Es ist schon spät. Der morgige Tag wird schwer werden. Du mußt doch Campbell in der Mühle helfen.«

»Morgen«, knurrte er verächtlich. »Vielleicht gibt es für uns gar kein Morgen mehr.«

Agnes Jeffries senkte ihren Kopf und betete. Lautlos sprach sie die Worte, die ihr seit Jahren Trost gaben.

Aber sie brachte das Gebet nicht zu Ende. Etwas störte sie. Eine Stimme:

Närrin! Niemand kann dir helfen! Du bist mein! Öffne das Fenster! Öffne, damit ich zu dir und den Deinen kommen kann!

Agnes Jeffries glaubte, im Boden zu versinken. Entsetzt ruckte ihr Kopf hoch. Die Kinder, dachte sie. Mein Gott, die Kinder. Ihre beiden Töchter Miranda und Celia schliefen nebenan. Sie waren erst zwanzig Jahre alt, so jung…

Öffne! Ich befehle es dir!

Ausgelöscht war plötzlich der Gedanke an ihre Kinder. Ruckartig ging sie zum Fenster. Ihr Mann schien zu Stein geworden zu sein. Er bewegte sich nicht.

Er steht unter meinem Bann! sagte die teuflische Stimme in ihrem Geist.

Agnes Jeffries' rechte Hand hob sich. Umfaßte die Klinke. Kalt war das Metall.

Draußen, vor dem Fenster, machte sie einen großen Schatten aus.

Das mußte der Unheimliche sein, der ihr die Befehle gab.

Öffne! Meine Geduld ist begrenzt!

Agnes Jeffries öffnete das Fenster. Der Schatten wuchs ihr entgegen. Mit einem Schlag wischte er sie beiseite. Federnd kam er auf dem Boden auf. Die ledrigen Fledermausflügel falteten sich mit einem knisternden Geräusch.

Agnes Jeffries schluchzte erstickt auf. Sie erkannte, was sie getan hatte. Der Unheimliche lächelte böse.

»Was – was wollen Sie hier? Weshalb sind Sie gekommen? Wir sind arm…« preßte sie hervor.

»Ich will deine beiden Töchter. Sie sollen meine Bräute werden«, erklärte er mitleidlos.

Agnes Jeffries warf ihrem Mann einen flehenden Blick zu. Lyle! dachte sie immer wieder. Oh, mein Gott, Lyle.

»Schrei!« befahl Brankon Zarnyr. Wie ein Peitschenknall, so scharf war seine Stimme.

»Aber…«

»Du sollst schreien! Ich will, daß deine hübschen Täubchen zu mir kommen…«

Und Agnes Jeffries schrie.

Sie schrie, wie sie noch nie in ihrem Leben geschrieen hatte.

***

Mike Hunter behielt die Nerven.

Ohne Gegenwehr ließ er sich von den Zcoorr an Deck bringen. Zugegeben, es fiel ihm verdammt schwer, aber er sah ein, daß es momentan die bessere Art von Tapferkeit war. Er mußte seine Chance abpassen. Daß diese Chance kam, dafür würde Layja sorgen. Wenigstens hatte sie das versprochen, und bis jetzt hatte sie ihre Versprechen immer gehalten.

Aus schmalen Augenschlitzen starrte er zur Mole hinüber. Kaath stand dort und unterhielt sich mit einem anderen Zcoorr, der hier offenbar als offizielles Empfangskommando der Moordrohr fungierte.

Aber das war es nicht, was ihm den Atem stocken ließ.

Hinter den Zcoorr begann sie. Moordrohr – die Wabenstadt der alten Götter der Erde. Und ›begann‹ war in der Tat der richtige Ausdruck. Unweit von den Befestigungsanlagen der Mole erhoben sich gewaltige schwarze Mauern. Terassenförmig wuchsen sie höher und höher hinauf. Hier und da ragten – scheinbar völlig sinn- und nutzlos – gigantische schwarze Säulen so hoch in den Himmel hinauf, daß man meinen konnte, sie würden von den roten Flammen berührt. Das eigentliche Zentrum der Stadt glaubte Mike in einer mächtigen Facettenkugel zu erkennen. Sie überragte alles. Der flammende Himmel spiegelte sich darin. Regenbogenfarben strahlten davon aus und blendeten jeden Betrachter.

Moordrohr war riesig.
Riesig und – uralt. Das sah man aber erst bei genauerem Hinsehen.
Wind und Wetter hatten an dem schwarzen Gestein genagt. Es wirkte porös, brüchig – und trotzdem drohend, abweisend, trutzig. Eine verrückte Kombination, aber eine höchst eindrucksvolle.
Mike glaubte, das Böse, das dort drüben hauste, förmlich spüren zu können. Ein Pesthauch lastete über dem megalithischen Kloß. Er begann die tödliche Gefahr zu spüren, die ihm drohte.
In seinem Blut bildeten sich Eisklümpchen.
Die Zcoorr brachten ihn an Land. Sie schwiegen. Irgendwie schienen sie das, was sie taten, nicht gerne zu tun. Vielleicht betrachteten sie ihn nach wie vor als Gefährten. Immerhin hatte er sein Leben eingesetzt, um einen der Ihren vor der Dreiköpfigen zu retten. Das änderte allerdings auch nichts an den rauhen Tatsachen. Sie lieferten ihn aus.
Er war gespannt darauf, wie er aus diesem Schlamassel wieder herauskam. Und wie Layja ihm dabei helfen wollte.
Kaath stapfte heran. »Beeindruckt, Mike Hunter?«
»Hm. Ganz hübsch.«
Kaath wandte sich an den Zcoorr, der ein paar Schritte zurückgeblieben war. Der Bursche trug eine blutrote Robe, die bis zu seinen Füßen reichte. Sein Gesicht war bleich wie das eines Toten – und genauso unbewegt. Doch Mike konnte auch so erraten, was hinter der hohen Stirn vorging. Er taxierte ihn.
»Wir haben unseren Kontrakt erfüllt«, sagte Kaath.
Der Robenträger nickte. »Ich sehe es. Du begleitest uns und nimmst deinen Lohn in Empfang.«
»Das wollte ich vorschlagen.«
»Gehen wir.«
Kaath sagte etwas im Flüsterton zu seinen Matrosen, dann nahm er Mike am Arm. Sie setzten sich in Bewegung.
Um sie herum bildete sich eine neugierig gaffende Menge. Zahllose Zcoorr waren aus dem nahen Dorf herbeigeströmt, um den Erdenmenschen zu sehen. Sie schwatzten und gestikulierten und lachten. Aber niemand wurde ausfällig oder trat ihm zu nahe. Niemand bespuckte ihn, niemand verhöhnte ihn.
Mann, muß ich hier beliebt sein, dachte Mike sarkastisch.
Rasch näherten sie sich der schwarzen Mauer. Eine Tür konnte Mike nirgends ausmachen. Überhaupt gab es nirgendwo eine Öffnung oder einen Durchlaß. Auch nicht hoch droben. Mike legte seinen Kopf in den Nacken, um an den Wänden emporsehen zu können.
Die Zcoorr blieben zurück.
Eilig schritt der Bursche in der blutroten Robe aus. Kaath und Mike folgten ihm. Aufmerksam sondierte Mike die Umgebung. Der Boden

war felsig und unfruchtbar, als verhindere das Fluidum des Bösen, daß hier etwas gedeihen konnte. An die große Mauer geschmiegt gab es das Pueblo der Zcoorr. Einfache, ineinander verschachtelt gebaute Steinhäuser, denen der amerikanischen Indianer nicht unähnlich. Die Siedlung lag etwa hundert Schritte voraus.

Sonst gab es hier nichts, was sich als Deckung notfalls anbieten würde. Und von dem Pueblo waren sie noch viel zu weit entfernt.

Das Meer brandete gegen die Hafenmauer. Hoch spritzte die Gischt. Feuchte Flocken trieben zu ihnen herüber. Es war windig.

Mike starrte auf den breiten Rücken des Robenträgers.

Plötzlich machte er eine seltsame Geste.

Vor ihm flimmerte die schwarze, scheinbar undurchdringliche Mauer tiefrot auf. Lohende Flammenbündel fauchten ihm entgegen und umhüllten ihn. – Wie Hunde, die ihren Herrn beschnüffelten, gebärdeten sie sich. Und genau das schien auch der Sinn der Übung zu sein. Die Flammen prüften, ob er befugt war, das gigantische Refugium der Moordrohr zu betreten.

Er war es. Die Flammen zogen sich zurück.

Aus dem Flimmern wurde ein Leuchten von durchdringender Intensität. Dann entstanden die Konturen eines Portals. Lautlos schwang es auf. Dahinter gähnte diffuses grünliches Licht.

Die Hölle hatte ihre Pforten geöffnet.

***

Miranda Jeffries wurde sich erst jetzt bewußt, was sie tat!

Mit aufreizenden Bewegungen hatte sie sich dem hochaufgerichteten schlanken Mann genähert, den sie noch nie zuvor gesehen hatte.

Er strahlte Autorität – und Boshaftigkeit aus. Ein zufriedenes, fast triumphierendes Lächeln hatte sich um seine weißen Lippen eingefressen.

»Komm, meine Liebe«, forderte er sie befehlend auf. Er breitete seine Arme aus. Der schwarze Umhang bewegte sich raschelnd.

Miranda wollte nicht weitergehen. Ihr Blick hatte sich an den überlangen schlanken Fingern festgesaugt. Wie die Beine einer Spinne kamen ihr diese Finger vor. Geradezu ekelerregend waren sie. Wenn sie nur daran dachte, daß sie sie gleich berühren würden, verspürte sie Brechreiz.

Aber der Befehl des Fremden war stärker.

Miranda machte einen weiteren Schritt. Ihr war kalt. Das Fenster stand weit offen. Eisige Winterluft wehte herein und fächelte in ihr erhitztes Gesicht.

Ihr Vater stand etwas abseits davon. Unbeweglich. Wie eine große knorrige Eiche wirkte er. Sein Gesicht war eingefallen. In seinen Augen irrlichterte es. Miranda konnte es sehen, obwohl er ihr nur sein

Profil zuwandte.
Am Boden vor ihm kauerte ihre Mutter. Sie war nicht so erstarrt.
Leise wimmernd lag sie da, mit geschlossenen Augen, als wolle sie nicht sehen, was nun geschah.
Eisiger Schrecken durchfuhr Miranda. Was war mit ihrer Mutter?
Tapp. Tapp. Tapp.
Leise klatschten ihre nackten Füße auf dem alten Teppichboden.
Jeder Schritt brachte sie diesem Scheusal näher…
Sie versuchte, den Kopf zu wenden, um nach Celia, ihrer Zwillingsschwester zu sehen. Doch das war eigentlich nicht nötig, denn sie fühlte, daß sie dicht hinter ihr ging. Sie hatten immer eine innige Beziehung zueinander gehabt. Nie hatte eine ohne die andere sein wollen. Es war, als verbinde sie ein unsichtbarer Faden.
Der Unheimliche lachte.
»Ja, kommt her, meine Hübschen. Kommt zu mir… Kommt und laßt mich euer süßes Blut trinken, auf daß ich noch mehr erstarke und der Hölle würdige Dienste zu leisten vermag!«
Sie hörte die Worte und begriff sie doch nicht. Ihr Geist war einfach unfähig, konsequent zu arbeiten. Das Geschehen war zu gespenstisch. Der Schrei ihrer Mutter hatte sie aus dem Schlaf gerissen.
Sie war mit Celia ins Wohnzimmer gestürmt. Von da an war dieser komische Bann über sie gekommen. Dieser Zwang, keine Angst zu haben und sich dem Fremden zu nähern.
Noch einen Schritt.
Panik wallte in ihr auf. Sie spannte ihre Muskeln und versuchte instinktiv, der geistigen Fessel zu entrinnen, die sie zur Marionette machte. Aber die hielt eisern. Ihr Widerstand erlahmte.
Sie tat den Schritt. Jetzt stand sie direkt vor dem Unheimlichen.
Sein Lächeln wurde breiter und entblößte zwei lange spitze Eckzähne. Die blutrot geäderten Augen glühten gierig auf. Miranda fühlte sich völlig hilflos. Sein Atem schlug ihr ins Gesicht und *ließ sie würgen*. Modergeruch war es.
Sein Kopf näherte sich langsam ihrem Hals. Und entsetzt erkannte sie, daß sie sich ihm sogar willig entgegenstreckte.
Er nahm sie in seine Arme und – biß zu!
Die Furcht trieb sie an den Rand des Wahnsinns. Ihr Herz klopfte so wild, daß sie glaubte, es müsse zerspringen. Aber es zersprang nicht. Nur ihr Denken, das versank in einer wirbelnden, dunklen Wolke.
Und Brankon Zarnyr, der Vampir, trank ihr Blut…

***

Wie ins Unermeßliche verstärkte Donnerschläge hallten die hypnotischen Gedanken in Damonas Gehirn.
Öffne, Agnes Jeffries! Öffne mir! Ich befehle es…

Die dämonischen Schwingungen, die diesen Befehl umschwirrten wie die Fliegen den Misthaufen, ließen keinen Zweifel daran, wer ihn gegeben hatte: Brankon Zarnyr!

Er war dabei, sich ein Opfer zu holen!

Damona schaltete herunter. Der Rover wurde langsamer.

Dunkel tauchten die Häuser Marnock Fearns vor ihr auf. Die Nacht war düster. Kein Mond stand am Himmel. Gewaltige Wolkenbündel hatten sich davor versammelt. Nebel kroch über den Schnee.

Sie schien durch eine Traumlandschaft zu fahren. Wäre da nicht das beruhigende Wummern des PSstarken Motors gewesen, dann hätte sie sich vielleicht sogar ernstlich gefragt, ob das alles noch Realität war.

Das Grauen lastete über dem kleinen Ort.

Doch die Menschen schliefen ahnungslos. Irgendwo kläffte ein Hund. Dumpf hallte das heran. Dann verfiel er in ein langgezogenes Jaulen. Im nächsten Augenblick war wieder alles still.

Damona wußte nicht, wo die Jeffries wohnten. Sie mußte sich völlig auf die Impulse verlassen, die sie jetzt nur noch unterschwellig orten konnte. Blockte Zarnyr ab? Hatte er sie bemerkt?

Vielleicht.

Vielleicht stellte er ihr jetzt eine Falle.

Sie hatte den Schutz des Schlosses verlassen. Hier draußen war der Vorteil klar auf der Seite des Vampirs. Obwohl… schränkte sie ein.

Er war bereits vorhin im Vorteil. Wäre nicht der Schutz des Drudenfußes gewesen, dann hätte er sie schon mit seinem ersten Angriff überwältigt.

Trotzdem war sie jetzt hier. Bewußt setzte sie sich der Gefahr aus.

Nur über Zarnyr kam sie an Ghulghanaar und Mike heran. Auf dem Weg vom Castle ins Dorf herunter hatte sie nachgedacht und einen Plan ausgeheckt.

Alles hing jetzt davon ab, daß sie den Vampir, der auf sie angesetzt war, stellte und zum Reden brachte.

Langsam ließ sie den Rover die schmale Hauptstraße entlangrollen. Das zerrte an ihren Nerven. Sie wußte: Der Vampir war ganz in der Nähe. Jetzt, in diesem Sekundenbruchteil konnte er Agnes Jeffries anfallen und ihr das Blut aus dem Körper saugen.

Konzentriert lauschte sie auf weitere Hypno-Befehle. Sie registrierte sie. Sie kamen aus der schmalen Gasse dort drüben… Zarnyrs Ausstrahlungen waren jetzt wieder so stark, daß sie sie mühelos wahrnehmen und verfolgen konnte.

Vampire vermochten zwar Hypno-Befehle auszustrahlen, um ihre potentiellen Opfer dazu zu bewegen, ihnen das Fenster zu öffnen und sie hereinzulassen. Denn nur so konnten sie ein Haus betreten.

Aber derartig starke Impulse waren doch ungewöhnlich. So ungewöhnlich wie Brankon Zarnyr. Keine Sekunde verfiel Damona

dem Irrglauben, daß er »nur« ein Vampir war. Er war mehr. Die energetische Faust, die er nach ihr geschleudert hatte, war ihr noch in böser Erinnerung.

Ein Schrei gellte!

Schaurig hallte er durch die Winternacht.

Damona trat das Gaspedal fast durch den Boden. Der Rover machte einen Panthersatz nach vorn.

Sie erreichte das einfache Haus. Im ersten Stock waren zwei Fenster erhellt. Ein Schattenriß war zu sehen. Dort mußte bewegungslos ein Mensch stehen.

Damona stoppte und federte ins Freie. Der Schrei brach ab, und die nun wieder herrschende Stille riß fast noch wütender an Damonas Nerven.

Aus dem geöffneten Fenster über ihr wehte der Vorhang. Im kühlen Wind bauschte er sich läppend auf. Wortfetzen waren zu hören.

Dann ein Wimmern. Deutlich hörte es Damona. Wie verrückt klopfte ihr das Herz gegen die Rippen.

Atemlos sah sie sich um.

Die Haustür mußte am Kopfende des Hauses liegen. Zu weit entfernt. Außerdem bestand keine große Hoffnung, daß sie sie einrennen konnte. Das war Mikes Spezialität.

Sie verlor keine Zeit mehr.

Die Mauer bestand aus groben Feldsteinen. Die Fugen dazwischen waren unsauber gezogen. Sie boten ihren Fingern und Schuhspitzen genügend Halt. Entschlossen begann sie zu klettern.

Im Dorf blieb alles ruhig.

Niemand schien Agnes Jeffries’ Schrei gehört zu haben. Oder gehört haben zu wollen.

Schweiß brach ihr aus den Poren, und auf dem Rücken kribbelte die Gänsehaut. Je höher Damona kam, desto deutlicher konnte sie verstehen, was in der Wohnung gesprochen wurde.

»… und der Hölle würdige Dienste zu leisten vermag!«

Das war Zarnyr gewesen.

Damona beeilte sich noch mehr. Ihre Fingerspitzen schmerzten und bluteten. Darauf nahm sie keine Rücksicht. Ein weiterer Ruck.

Und noch einer. Ihre Fußspitzen fanden Halt und drückten nach.

Tastend fuhren ihre Hände hoch. Da, eine weitere Fuge. Sie krallte sich darin fest und zerrte sich hoch.

Ihre Kraft ließ nach.

Fast taub waren ihre Finger.

Aber sie mußte es schaffen!

Ihr Herz übersprang einen Schlag. In ihrem Schädel dröhnte das Blut. Die Anstrengung peitschte es förmlich durch ihren Körper.

Dann bekam sie das vereiste Fensterbrett zu fassen. Vorsichtig prüfte

sie, ob der Halt sicher genug war. Er war es nicht! Sie spürte, daß sie abrutschte. Verzweifelt schnellte sie sich hoch und griff nach! Der Fensterrahmen! Sie packte zu.

Ein kratzendes Geräusch entstand!

Zarnyr mußte es hören!

Wenn er sie jetzt entdeckte, dann war sie verloren!

Die Anstrengung verzerrte Damonas Gesicht, als sie sich vollends mit einem wilden Klimmzug hochriß, ihren Oberkörper über den Sims schwang, in die Wohnung hinein – und sich einfach fallen ließ.

Sie rollte über Kopf und Schultern ab. Und prallte gegen etwas Weiches. Warmes. Schluchzendes. Agnes Jeffries!

Aber sie hatte keine Zeit, sich um die völlig zerbrochene Frau zu kümmern. Gleitend kam sie auf die Füße. Längst schon hatte sie die Situation erfaßt. Zarnyr war zwei Meter entfernt, über ein Mädchen gebeugt, das nicht älter sein konnte als sie selbst. In diesem Augenblick, da sie, Damona, das Zimmer geentert hatte, hatte er sie von sich gestoßen und war herumgefedert.

»Du!« keuchte er wild.

Seine Augen leuchteten.

Damona sah ihren Tod darin.

***

Das Hecheln der zahllosen klaffenden Mäuler brach sich an den schwach glimmenden schwarzen Wänden. Wie ein stetes Raunen war es. Aufdringlich. Unheimlich. Tausend Höllenkreaturen schienen da zu atmen. Aber dieser Eindruck täuschte. Hier atmete nur einer.

Ghulghanaar, der wahnsinnige Dämon!

Er war erregt.

Die Entscheidung der Moordrohr stand unmittelbar bevor. Vielleicht war sie auch schon gefallen, und sie ließen ihn warten. Ja, vielleicht spielten sie mit ihm!

Das Hecheln wurde lauter.

Die unzähligen Mäuler des Dämons sonderten eitrigen Schaum ab.

Die Spaltaugen glühten intensiver.

Nach seiner Ankunft in der zentralen Wabenstadt der Moordrohr hatte er wieder sein ursprüngliches Aussehen angenommen. Als wabbelnde, zitternde Masse, in die scheinbar willkürlich Augen und Mäuler gesetzt worden waren, präsentierte er sich den Unglücklichen, die ihm von den Moordrohr zum Mahle vorgeworfen worden waren.

Die alten Götter der Erde waren mehr als großzügig zu ihm. Obwohl sie das für sie vorgesehene Opfer nicht bekommen hatten, behandelten sie ihn wie ihresgleichen. Sein Angebot mußte ihnen also wertvoll genug erscheinen. Wäre dem nicht so gewesen, dann… Er unterbrach den Gedanken. Haß überschwemmte ihn. Haß auf Damona King, die

verdammte Tochter der Hexe! Sie hatte seine Priester und seine Puppenarmee vernichtet! Und zudem ihn der Lächerlichkeit preisgegeben. Großartig hatte er dem Vertreter der Moordrohr erklärt, seine Diener angewiesen zu haben, drei Mädchen den Göttern zu Ehren zu opfern.

Das aber war nicht geschehen.

Und dann hatte eine bestürzende Meldung die andere abgelöst.

Mike Hunter war nach Moordrohr entkommen. Die Dämonen der Schwarzen Familie hatten sein Heiligtum entdeckt und es angegriffen. Und so weiter.

Trotzdem hatten ihn die Moordrohr aufgenommen und angehört.

Von wabernden, flirrenden Lichtschilden geschützt, hatten sie ihn empfangen. Nichts war von ihrem Körper zu sehen gewesen. Das hatte ihn verunsichert. Aber ihre interessierte Freundlichkeit ließ ihn rasch wieder zu seiner Selbstsicherheit zurückfinden.

Sie hatten ihn angehört. Das allein war ausschlaggebend. Trotz der vielen Rückschläge versprach seine Mission also ein voller Erfolg zu werden. Was wollte er mehr?

Plötzlich kicherte er verschlagen.

Astaranth und die sechs anderen Priester wären ihm am Ende doch lästig geworden. Irgendwann hätte er sie getötet. So aber hatten sie die Gegner abgelenkt und aufgehalten. Damona King, Asmodis, – die ganze Schwarze Familie hatten sie beschäftigt.

So betrachtet, war ihr Tod im Grunde genommen sogar lohnend für ihn gewesen. Wie CORFUURS Tod.

Er, Ghulghanaar, lebte. Die Schwarze Familie hatte ihm Verhandlungen angeboten. Und er war bei den Moordrohr. Nichts war verloren. Nichts. Nichts. Wenn sie sich seiner Sache anschlossen und unter seinem Banner kämpften, dann gab es nur den großen Sieg!

Und damit die Verwirklichung all seiner Pläne: Herrschaft über Menschen und Dämonen! Er würde allmächtig sein!

Allmächtig!

Er ließ das Wort förmlich auf seinen vielen Zungen zergehen. Seine langen Nervenfäden peitschten erregt. Ghulghanaars schwammiger, weißlicher Titankörper geriet in ekstatische Zuckungen.

Die Opfer wimmerten und schluchzten und wanden sich in ihren Fesseln. Man hatte sie an Pfähle gebunden, die rings um Ghulghanaar aufgestellt worden waren. Seine Nähe ängstigte sie schier zu Tode.

Ghulghanaar genoß dies. Sozusagen als Vorspeise. Das Hauptgericht – die Lebensenergie der Unglücklichen – würde er sich nachher holen. Momentan war er gesättigt.

Die Zeit verrann.

Ghulghanaar beruhigte sich. Die fiebernde Unruhe in seinem dämonischen Ego vibrierte nicht mehr so pochend und wild wie

vorhin.

Die Atmosphäre des Saales veränderte sich. Abgrundtief böse wurde sie. Der Odem der alten Götter manifestierte sich.

Und dann erklang eine harte, metallisch klirrende Stimme:

»Ghulghanaar…«, sagte diese Stimme. »Du sollst wissen, daß die Entscheidung des Rates von Moordrohr zu deinen Gunsten gefallen ist. Du sollst jene Unterstützung erhalten, deren du bedarfst. Die Welt der Sterblichen, Terra, soll dir – und uns Untertan gemacht werden. Sieben mal sieben der Unseren werden dich begleiten, um an deiner Seite zu kämpfen.« Die Stimme verhallte.

Ghulghanaar schwieg.

»Du bist unzufrieden?«

»Was geschieht mit diesem Mike Hunter?« grollte Ghulghanaar.

»Ihr ließet mich wissen, daß er mir nachgefolgt und auf der Kultinsel Ghorm materialisiert ist. Die Zcoorr sollten seiner habhaft werden…«

»Der Frevler wurde nicht vergessen, Ghulghanaar. Er wurde nach Moordrohr gebracht und hält sich bereits in den schwarzen Korridoren auf. Cavv, der Bußpriester, wird sich seiner annehmen. Und dann – dann magst du dich mit ihm beschäftigen. Wir werden ihn dir überlassen.«

Ein grollendes Lachen brach über Ghulghanaars Lippen. »Verzeiht, wenn ich an Eurer Großmut zweifelte… Ich danke Euch!«

Die Stimme schwieg.

Ghulghanaars Gedanken überschlugen sich. *Sieg!* pulste es immer wieder darin. Das ist der Sieg meiner Sache! Sein Triumph berauschte ihn.

Und plötzlich verspürte er wieder Hunger.

Mit einem bösen Kichern walzte er auf den Zcoorr zu, der ihm am nächsten an den Opferpfahl gebunden war…

***

Jetzt!

Jetzt mußt du ihn angreifen! Schnell! Es bleibt keine Zeit mehr… Ich kümmere mich um Kaath!

Layjas Gedankenstimme war so intensiv und voller Panik, daß sie Mike schier die Besinnung raubte. Er taumelte wie unter einem fürchterlichen Schlag.

Kaath brummte etwas.

Der Robenträger zuckte herum, wie von der Natter gebissen. Seine Augen waren geweitet, der Mund klaffte auf. »Was…«

Weiter ließ ihn Mike nicht kommen.

Er wußte, daß er Layjas Aufforderung verflixt ernst nehmen und somit umgehend handeln mußte. Warum – das würde sich später klären. Irgend etwas mußte geschehen sein, das sie zwang, so zu

handeln. Und er konnte sich auch schon denken, was.

Die Moordrohr hatten ihre Entscheidung endlich gefällt.

Innerhalb zweier Zehntelsekunden schossen die Überlegungen durch Mikes Sinn. Aus seinem Vorwärtstaumeln wurde gleichzeitig ein Vorwärtsschnellen. Direkt auf den perplexen Robenträger zu!

Mikes Faust knallte gegen die Kinnspitze des massigen Burschen, und dort schien jener mächtig empfindlich zu sein.

Mit einem würgenden Gurgeln brach er zusammen. Für ihn war der Film von der Spule gesprungen, das sah Mike mit Kennerblick. Der Mann war ohnmächtig.

Kampfbereit wirbelte Mike herum.

Kaath stand aufrecht.

Aber er griff nicht an. Sein Blick zeigte Verwunderung.

Und dann sagte er: »Nun starre mich nicht so an, Mike. Ich bin es… ich habe ihn übernommen.« Und sekundenlang verwischten die Konturen von Kaaths Gesicht – gerade so, als habe man ein Bild Layjas darübergeblendet.

»Übernommen…«, echote Mike.

»Er steht unter meinem Befehl. Ihm geschieht nichts. Wenn das hier ausgestanden ist, gebe ich ihm seine Freiheit wieder. Ich bin kein Parasit.«

Mike nickte.

»Und was machen wir mit dem da?« Er wies auf den ohnmächtigen Robenträger.

»Liegenlassen. Wir müssen fliehen. Sofort. Die Moordrohr… Ich werde es dir später erzählen. Auf jeden Fall müssen wir so schnell wie möglich von hier weg. Ich weiß nicht, was du damit bezweckt hast, hierher zu kommen, aber jetzt ist es unmöglich geworden, noch länger hierzubleiben. Deine – unsere – Mission ist nicht mehr durchführbar.«

Und! Layja/Kaath riß ihn förmlich herum. Sie rannten los.

»Red doch«, verlangte Mike und bemühte sich, den stechenden Schmerz in seiner Armwunde zu ignorieren. Der kurze Fight mit dem Zcoorr hatte die Wunde vermutlich wieder aufplatzen lassen.

»Die Entscheidung ist gefallen, Neunundvierzig Moordrohr werden an Ghulghanaars Seite kämpfen. Sie haben vor, zur Oberen Welt zurückzukehren. Die Möglichkeit dazu haben sie. Aber erst seit etwa einer Stunde deiner Zeit. Deshalb… Deshalb ließen sie Ghulghanaar so lange warten. Ich ahnte es. Sie mußten erst die Möglichkeit für die Rückkehr schaffen. Es ist ihnen gelungen. Das – das mag dir zeigen, wie stark sie sind!«

»Tut es«, versetzte Mike knapp und bitter.

Schweigend rannte er weiter. Momentan hatte er keine Fragen mehr. Gut, Layja hatte recht. Damit war seine Mission gescheitert.

Er hatte sich in die Höhle der Löwen begeben, um… Ja, was hatte er

eigentlich gegen diese Übermacht an Feinden ausrichten wollen? Sie etwa mit guten Worten besänftigen? Hört mal, Freunde, seid so nett, und bleibt dort, wo ihr seid. Laßt Ghulghanaar seinen Kampf alleine kämpfen …

Vielleicht war er tatsächlich so verrückt gewesen. Er wußte es selbst nicht so recht. Er war ohne detaillierten Plan hierher gekommen. Er hatte einfach am Puls des Geschehens sein wollen.

Jetzt war er es.

Jetzt wußte er Bescheid. Und fast schmerzhaft spürte er die Ausstrahlung des allgegenwärtigen Bösen. Es schien, als würden die Wände sie ausschwitzen. Diese ekelhaften, schimmernden schwarzen Wände…

Mike stoppte.

Layja/Kaath ebenfalls. »Was ist?«

»Weglaufen ist sinnlos.«

»Aber sie wollen dich Ghulghanaar vorwerfen… Verstehst du denn nicht? Sie wollen dich von ihm töten lassen, und dann mit dem Angriff beginnen. Sie verlieren keine Zeit mehr.«

»Du hast gesagt, daß sie eine Verbindung zur Erde hergestellt haben.«

»Ja. – Aber Mike…« Kaaths Augen färbten sich dunkel vor Erschrecken. »Du – du hast doch nicht etwa vor …«

»Doch. Genau das habe ich vor.«

Er wußte, daß Layja in seinen Gedanken las, und er hatte nichts dagegen.

Er wollte das Dimensionstor zerstören. Das Dimensionstor – und sämtliche Aufzeichnungen, mit denen man das Ding inklusive Tunnel entstehen lassen konnte.

Bisher hatte er keinen einzigen Gedanken daran verschwendet, wie er wieder auf die Erde zurückkommen sollte. Für ihn war es primär nur wichtig gewesen, Ghulghanaars Vorhaben zu vereiteln.

Weiter hatte er nicht gedacht.

Jetzt, da feststand, was er zu tun hatte, da er wußte, daß er damit auch sich selbst die einzige Möglichkeit nahm, zurückzukehren, wurde er ganz ruhig. Er mußte sich opfern, um Millionen von Menschenleben zu retten. Ghulghanaar und die Moordrohr durften nicht auf die Erde gelangen. Da bedurfte es keiner langen Überlegung.

Seine Entscheidung war unumstößlich.

Und das erkannte auch Layja.

»Wir werden sterben«, sagte sie mit Kaaths rauher Stimme.

»Ich kann keine Rücksicht auf mich nehmen. Ich komme sowieso nicht mehr aus dieser verdammten Stadt heraus. Aber – was dich betrifft… Ich binde dich nicht an dein Versprechen. Du brauchst nicht mitzukommen.«

Sie lachte. »Du glaubst doch nicht wirklich, daß ich dich jetzt im Stich lasse?«

Er zuckte die Schultern. »Kannst du mir helfen? Ich meine… Ich habe keine Ahnung, wie man ein Dimensionstor zerstört …«

»Wir werden sehen.«

»Wieviel Zeit bleibt uns noch?«

»Nicht mehr viel. *Sie* sind bereits aufmerksam geworden. Sie wissen, daß wir den Bußpriester niedergeschlagen haben und auf der Flucht sind.«

»Auch gut«, räumte Mike ein. »Dann müssen wir eben noch schneller sein. Los geht's. Zeig mir den Weg zu diesem verfluchten Tor… Von selbst fliegt das nämlich nicht in die Luft.«

Layja entgegnete nichts mehr. Nach einem letzten verzweifelten Blick setzte sie Kaaths Körper in Bewegung. Seite an Seite hetzten die beiden so ungleichen Gefährten den Korridor entlang.

Und das Verderben erwartete sie bereits.

***

Unsagbar fremdartige Gehirne konzentrierten sich, und ihre dämonischen Energien fanden sich zu einer furchtbaren Einheit zusammen.

Zornige und belustigte Impulse gleißten auf.

Die Ratsmitglieder der Moordrohr verfolgten den Weg der beiden Flüchtlinge auf Para-Ebene. Über jeden Schritt waren sie informiert.

Nichts blieb den Göttern der alten Erde verborgen. Die schwarze Stadt war ihre Stadt. Die Stadt des Bösen. Folglich war das Böse hier übermächtig.

Noch mehr bündelten die Ratsmitglieder ihre schwarzen Energien.

Und gleichzeitig trafen sie die Vorkehrungen, die den beiden Flüchtenden den Tod bringen sollten.

Es würde ein fürchterliches Ende sein…

***

Mit einer herrischen, unbewußten Geste wischte sich Brankon Zarnyr Miranda Jeffries' Blut von Lippen und Kinn. Seine Augen leuchteten wie Höllenfeuer.

Sein Blick, mit dem er Damona taxierte, wurde zwingend. Sie bemerkte es.

Sie spürte einen bitteren Geschmack im Mund. Ihre Kehle schien auszutrocknen. Noch immer starrte sie in das Gesicht des Vampirs, das in jeder Einzelheit an Mikes Gesicht erinnerte. Nur war in dessen Gesicht nicht diese abgrundtiefe Grausamkeit und Gemeinheit geschrieben.

Nein, das war nicht Mike.

Vorhin war sie sich dessen gar nicht so sicher gewesen. Es hätte ja

möglich sein können, daß er überwältigt und zu einem Verfechter des Bösen umfunktioniert worden war.

»Nun?« stieß Zarnyr lauernd hervor. »Wie fühlst du dich, abtrünnige Hexe?«

Ein leichtes Ziehen machte sich in ihrem Kopf breit. Noch war es nicht unangenehm, noch war es kaum zu bemerken. Aber Damona wußte, was das zu bedeuten hatte.

Energisch blockte sie ab.

Zarnyr grinste.

Und handelte!

Synchron schlug er parapsychisch und physisch zu! Aus seinen Augen loderte ein fluoreszierender Blitz! Direkt auf Damona zu!

Gleichzeitig raste Zarnyr vorwärts.

Aber Damona war darauf vorbereitet; gewesen. Sie war eine Zehntelsekunde schneller. Wie ein Schatten huschte sie zur Seite.

Brankon Zarnyrs Ansturm konnte sie auf die Art entgehen. Mit einem heiseren Wutschrei raste er ins Leere. Aber der schwarze Blitz blieb am Ball. Gedankenschnell änderte er ebenfalls die Richtung.

Damona sah ihn kommen.

Innerlich verkrampfte sie sich. Alle Muskeln spannte sie an. Dann kam der Zusammenprall. Er war hart und brutal und jagte ihr die Luft aus den Lungen. Japsend wurde Damona zurückgeworfen. Die Wand stoppte sie. Mit einem gewaltigen Schlag krachte sie dagegen.

Der Blitz blähte sich auf! Wuchs!

Wie ein riesiger Schraubstock umklammerte er sie!

Noch halb benommen, tastete Damona nach dem silbernen Kruzifix, das sie vorhin eingesteckt hatte. Himmel, wo war das Ding?

Wenn sie es verloren hatte, dann war es aus – aus und vorbei!

Da!

Ihre Finger schlossen sich fahrig um das weißmagische Relikt. Mit einem wilden Ruck zerrte sie es aus dem Gürtel und brachte es hoch.

Die schwarze Faust verlor einen Sekundenbruchteil an Intensität.

Der Griff lockerte sich.

Aber bevor Damona nachstoßen konnte, glitt Brankon Zarnyr von der Seite her an sie heran und trat ihr die Waffe gegen das manifestierte Böse aus der Hand. Glühendheiß waberte der Schmerz in ihr auf. Das Kruzifix schepperte drei Meter entfernt zu Boden.

Ganz dicht vor Miranda Jeffries kam es zu liegen.

»Nehmen Sie es!« schrie Damona verzweifelt. Die Faust schloß sich bereits wieder um sie. Zarnyr lachte.

»Himmel, nehmen Sie es doch!«

Miranda Jeffries handelte noch immer nicht. Apathisch starrte sie auf das Kreuz. In ihren Augen spiegelte sich das Weiß des geweihten Silbers.

»Aus und vorbei, Damona King!« höhnte Zarnyr und riß ihren Kopf herum, so daß sie ihm direkt in die glostenden Augen sehen mußte. »Du hast verloren, merkst du es? Du bist in meiner Gewalt und kannst froh sein, daß ich dich mit meiner Psychofaust nur halte. Ich könnte weit schlimmere Dinge mit dir anstellen… Aber ich brauche deinen Körper unversehrt … Und glaub nicht, daß dir diese erbärmlichen Kreaturen helfen werden. Sie sind völlig in meiner Gewalt. Nichts von dem, was hier geschieht, bekommen sie mit. Ihre Geister sind weit, sehr weit weg.«

Brüllend lachte er.

Bluffen, durchschoß es Damona. Du mußt ihn bluffen. Vielleicht kannst du ihn hinhalten!

»Also gut«, sagte sie beinahe flüsternd. »Du bist der Sieger, Brankon Zarnyr. Ich gebe es zu. Was – was hast du nun vor mit mir?«

»Ich werde dich zu meiner Braut machen. Und dann wirst du eine Aufgabe erledigen… Oh, es ist eine sehr gute Idee, die abtrünnige Hexe, die edle Verfechterin des Guten zu einer treuen Dienerin des Schwarzen Keims zu machen!«

»Vielleicht ist mir das gar nicht so unrecht«, erwiderte sie sanft.

»Was soll das heißen?«

»Ahnst du es nicht? Ich war nie eine überzeugte Verfechterin der Weißen Sache. Rache war es, die mich trieb und gegen das Schattenreich kämpfen ließ. Dieser Brodkin tötete meine Eltern. Warum verhinderte es der Fürst nicht? Warum versuchte er nicht vorher, mit meiner Mutter ins Gespräch zu kommen? Vielleicht wäre sie freiwillig wieder in seine Dienste getreten? – So wie ich das getan hätte. Aber man ließ meiner Mutter keine Chance. Und mir – mir auch nicht.«

Zarnyr blieb mißtrauisch. Seine Haltung straffte sich. »Ich weiß nicht, ob du die Wahrheit sagst. Aber bald, bald werde ich es wissen. Dann nämlich, wenn du zu meinesgleichen geworden bist.«

»Ja, pflanze mir den schwarzen Keim in meinen Körper, Brankon. Tu es, damit ich es dir und deinem Fürsten beweisen kann.«

»Du weißt, daß er mich beauftragt hat?«

»Goorn hat es verraten. Ich habe ihn getötet.«

»Das weiß ich. Er war ein Versager«, meinte Zarnyr ohne Bedauern. »So, so, du weißt also alles…«

»Nein, nicht alles. Aber jetzt kannst du es mir ja sagen. Ich – ich bin in deiner Gewalt.«

»Das bist du in der Tat!«

»Also…«

Damona schluckte trocken. Würde Zarnyr auf ihr Theater hereinfallen?

»Gut, du sollst alles erfahren, bevor ich dir den Vampirkuß gebe,

mein Täubchen«, schnurrte er satanisch lächelnd. »Selbst, wenn dein ganzes Gehabe nur Bluff ist… Du wirst mit deinem Wissen nichts mehr anfangen können!«

»Weshalb sollte ich dir also etwas vorspielen?«

Zarnyr nickte. Und dann begann er zu sprechen. Triumph zitterte in seiner Stimme. Er erzählte von Satans Befehl und Zer-Barkaras und Asmodis' heimlich ausgeheckten Plan, der den Fürsten der Schwarzen Familie wieder in die oberste Gunst des höchsten Herrn der Hölle katapultieren sollte. Er schmückte seine Erzählung aus, war voll des Lobes für seinen Sippenführer. Und auch den Preis, den er für seine Tat erhalten sollte, nannte er.

Damona hörte schweigend zu. Plötzlich hatte alles einen Sinn bekommen…

Irgendwie hatte sie ja geahnt, daß alles so und nicht anders zu erklären war. Es war einfach logisch gewesen. Asmodis konnte die Schmach, von Satan gemaßregelt zu werden, nicht so ohne weiteres verdauen. Er hatte ein Extra-Süppchen kochen müssen.

Zarnyr leckte sich die Lippen. Seine bleichen, langgliedrigen Finger strichen über Damonas Gesicht. »Du bist hübsch«, sagte er heiser.

»Und bald werde ich dein sein, Brankon«, flüsterte sie. »Erlaube mir noch eine Frage. Warum – trägst du Mike Hunters Gesicht?«

»Es sollte dich schocken. Mehr nicht.«

»Und was ist mit Ghulghanaar? Kehrt er zur Erde zurück?«

Der Vampir nickte. »Alles ist bereit. Die Blutgötter sind seine Verbündeten. Er hat es geschafft. Er wird zurückkehren. Der magische Tunnel existiert bereits und verbindet Moordrohr mit der Erde. Im Schattenschloß werden sie noch in dieser Nacht ankommen. Von dort wird sie ihr Eroberungszug über die ganze Erde führen. Die Dämonen der Schwarzen Familie sind dieser Allianz des Blutes beigetreten. Satan selbst befahl es.«

Die Zeit wurde knapp.

Und zwar in jeder Hinsicht. Zarnyr ließ plötzlich keinen Zweifel mehr daran, daß er nun zur Tat schreiten wollte. Sein totenbleiches Gesicht verkantete sich. Wie aus Stein gemeißelt wirkte es. »Nun, aber genug geredet, Hexe«, sagte er. Seine Lippen kräuselten sich und zeigten die spitzen, gelblichen Vampirzähne.

Damonas Herz trommelte einen schmerzhaften Rhythmus gegen ihre Rippen. Ihre Handflächen wurden feucht, und sie merkte, daß sie zitterte.

»Bekommst du es plötzlich mit der Angst zu tun?« erkundigte er sich spöttisch.

Ihre Antwort wartete er nicht ab. Mit einem Fauchen riß er Damona zu sich heran. Wild drückte er ihren Kopf zur Seite, so daß ihr Hals gespannt war und die Schlagader sich geradezu seinem Biß darbot.

Und dann, von einer Sekunde zur anderen, geschah es!

***

Dumpfes, geisterhaftes Brausen erfüllte plötzlich die Luft. Der grünliche Schimmer, der die schwarzen Korridore erleuchtete, glühte intensiver. Wurde regelrecht *zähflüssig*.

Mike merkte, wie seine Bewegungen langsamer wurden.

Immer langsamer.

Schließlich stand er. Layja/Kaath ebenfalls.

»Was ist das?« keuchte er. Verzweifelt versuchte er, weiterzukommen, aber das ging nicht. Seine Muskeln konnten ihm nicht mehr gehorchen. Die grüne Masse war zu stark.

Wie eine zweite Haut umflirrte ihn das Leuchten. In seinem Gesicht spürte er es als feuchte, klebrige Berührung.

»Die Blutgötter haben… uns mattgesetzt«, stieß Layja/Kaath aus.

Das Sprechen fiel ihr schwer. Stoßweise kam Kaaths Atem.

Nein! brüllte es in Mike. Das durfte nicht sein. Nicht so dicht vor dem Ziel!

Mit einer riesigen Willensanstrengung versuchte er es noch einmal. Das Ergebnis war das gleiche. Er kam keinen Millimeter von der Stelle. Er war gebannt. Zu einer Statue erstarrt.

Das Grün brannte auf seinem Körper. Es war abwechselnd heiß und kalt. Er fragte sich, was jetzt geschehen würde. Lange zu warten brauchte er nicht. In der grünen Düsternis vor ihnen tat sich etwas.

Ein helles Rechteck entstand. Rötliches Licht flutete in den Korridor und vermischte sich mit dem Grün. Es war ein unwirklicher Anblick.

»Der… der Raum …«, preßte Layja/Kaath heraus.

Mike wußte, was sie ihm damit sagen wollte. Dort vorne lag ihr Ziel. Der Raum, in dem die Moordrohr-Handlanger den magischen Flammentunnel aufgebaut hatten, der ihnen die Rückkehr zur Erde ermöglichen sollte.

Höllengelächter brach aus den schwarzen Wänden. So laut gellte es in Mikes Ohren, daß er befürchtete, seine Trommelfelle würden platzen. Sein Gehirn vibrierte förmlich. Und er konnte sich nicht einmal die Hände auf die Ohren pressen.

Es war hart.

Aber er stand es durch.

Er wußte, daß es sinnlos war, zu schreien, also hielt er den Mund.

Er wollte seinen dämonischen Gegnern den Triumph nicht gönnen, ihn schreien und um Gnade winseln zu sehen. Das einzige, was er jetzt noch tun konnte.

Die Qual war unbeschreiblich. Immer schriller wurde das Gelächter. Von überallher kam es. Böse, grausam, niederträchtig, triumphierend. Die Ausstrahlung des namenlos Bösen hechelte darin.

Panik würgte in Mike.
Das Lachen wurde noch schlimmer.
Und dann kamen die Schatten. Flirrende, flimmernde, konturlose Gebilde, die wenige Zentimeter über dem Boden schwebten. Rasend schnell wirbelten sie heran.
Die Schatten umtanzten ihn und Layja/Kaath. Das Grün geriet ebenfalls in Bewegung. Es verdunkelte sich merklich. Die Spannung fiel von Mike ab. Er konnte freier atmen. Aber noch immer war er gefangen.
Jetzt wußte er, weshalb die Schatten gekommen waren.
Sie wollten sie abtransportieren.
Das Grauen wuchs in Mike. Eiskalt rann es über seinen Rücken.
Und noch immer dröhnte und hallte das Gelächter – prasselte in seinen ungeschützten Geist und zermürbte ihn.
Erst nach ein paar Sekunden merkte Mike, daß er – schwebte!
Langsam, wie in einer grünlich schillernden Seifenblase, schwebte er auf das von rotem Lohen ausgefüllte Rechteck zu. Er selbst konnte sich nach wie vor nicht bewegen. Die Falle war teuflisch perfekt gewesen.
Mike knirschte mit den Zähnen. Es fiel ihm schwer, noch klar und zusammenhängend zu denken. Das Gelächter durchdrang ihn, löste seinen Geist Stück für Stück von seinem Körper und drohte, ihn in die Unendlichkeit des Wahnsinns zu schmettern. Dünn wie ein Seidenfaden war jene Verbindung, die ihn noch in der Realität hielt.
Mike dachte nicht daran, sie aufzugeben.
Verbittert klammerte er sich daran.
Aber das Gelächter dauerte an, und mit jeder Sekunde wurde er schwächer… und schwächer … und schwächer …
Die grüne Blase glitt durch das Tor.
Der Raum dahinter war groß, oval und wurde von einem wabernden Gebilde beherrscht, das Mike auf Anhieb erkannte. Wie elektrisiert durchfuhr es ihn. Das war das Dimensionstor. Die Mündung jenes Tunnels, der zur Erde führte. Rote Flammenbündel peitschten daraus hervor. Sie beleuchteten den Raum, tauchten ihn in jenes grausige Höllenlicht, das er schon draußen im Korridor hatte leuchten sehen. Vor dem Tor ragten gewaltige, flirrende, grellweiße Schemen auf.
Die Moordrohr.
Instinktiv wußte Mike, daß sie das waren, obwohl er außer den unablässig wirbelnden, ineinanderfließenden Lichtlinien nichts erkennen konnte. Aber die Aura des Bösen, die von ihnen ausstrahlte, war einfach unverkennbar.
Und noch jemand stand dort…
Mit einem ekelerregenden, schmatzenden Geräusch zerplatzte der grüne Kokon, der Mike bis jetzt gefangengehalten hatte. Mike wurde förmlich ausgespieen. Die unerwartete Gewalt, mit der das geschah,

warf ihn vorwärts. Mike war viel zu geschockt, um richtig reagieren zu können. Er baute eine unschöne Bruchlandung. Wuchtig donnerte er auf den marmorähnlichen Boden.

Mike spürte seine sämtlichen Knochen. Und noch viel mehr seinen verletzten Arm. Wie ein bösartiges Reptil zuckte der Schmerz in ihm hoch. Er hätte schreien mögen.

Mühsam rappelte er sich in eine kniende Stellung hoch – und starrte in hundert fürchterliche Augenpaare. Sie gehörten alle einem einzigen Alptraumwesen.

Ghulghanaar!

***

Der beißende Leichengeruch, der Brankon Zarnyr anhaftete, legte sich in Damonas Nase und Mund fest. Wie ein klebriger Film fühlte er sich an. Es war widerlich.

Und jetzt sollte sie ebenfalls so ein Wesen werden!

Wenn Zarnyr zubiß, dann war ihr Schicksal besiegelt! Er würde ihr Blut trinken und den Keim des Vampirs in ihren Körper pflanzen.

Jeden Augenblick konnte der Biß erfolgen.

Aber Zarnyr zögerte ihn noch hinaus. Trotz seiner Blutgier genoß er es, sie in seinen Armen zu halten, ihre Angst förmlich zu spüren.

Er wußte, daß sie Angst hatte. Wußte es, obwohl er ihrem Bluff aufgesessen war. Jeder Mensch hatte Angst, wenn er ihn umfing, seine spitzen Zähne entblößte und seinen Mund der Halsschlagader näherte…

Und Zarnyr konnte sich seiner Sache sicher sein.

Unvermittelt verschwand der rote Nebel vor Damonas Augen. Ihr Blick wurde von einem matt glänzenden Gegenstand angezogen.

Dem Dolch-Kruzifix. Es lag hinter Zarnyr. Unerreichbar.

Damonas Blick wurde starr.

Sie spürte, wie sich etwas in ihr – tief in ihr – freisetzte! Lästige Fesseln abschüttelte, wuchs… sich aufblähte … Dann erfolgte der Kontakt!

Das Kruzifix bewegte sich.

Wie in Zeitlupe drehte es sich auf dem Boden. Kein Laut war zu hören.

Da spürte Damona Zarnyrs Zähne.

Er setzte sie an ihren Hals. Seine Hände strichen verlangend über ihren Rücken. »Meine Liebe!« flüsterte er rauh.

Dann verstärkte er den Druck seiner Zähne. Schmerzhaft stachen sie in das weiche Fleisch ihres Halses!

Und Damona bäumte sich auf! Immer noch hing ihr Blick an dem silbernen Kruzifix. Es erhob sich! Eine unsichtbare Hand schien es zu führen! Wie eine Stahlfeder spannte sich Damonas geschmeidiger

Körper. Es gelang ihr, den Griff Zarnyrs zu sprengen.
Einen Augenblick lang war er verwirrt. Der Blutrausch machte ihn langsam. Eine Sekunde brauchte er, um sich auf die neue Situation, mit der er nie gerechnet hatte, einzustellen.
Diese eine Sekunde genügte!
Sie brachte ihm den Tod!
Das Dolch-Kruzifix jagte heran!
Damona schloß ihre Augen zu schmalen Spalten. Ihr Hexen-Sinn leitete die Waffe. Zarnyr wollte ihrem Blick noch folgen. Krächzend wirbelte er herum – und jetzt sah er die tödliche Gefahr! Es war zu spät!
Mit einem knirschenden Geräusch fraß sich die Klinge in seinen Körper hinein! Mitten ins Herz! Zarnyr sank in die Knie.
Unsagbar langsam. Seine Arme tasteten durch die Luft. Die Dinger bebten.
Damona schloß die Augen.
Ein dumpfer Aufprall war zu hören.
Ausgestreckt lag Zarnyr am Boden. Der Auflösungsprozeß begann. Brodelnde Blasen bildeten sich auf seinem Körper und fraßen ihn förmlich auf. Der Körper verwandelte sich binnen zweier Herzschläge in eine formlose Masse, die immer rascher kleiner wurde.
Nur ein winziger schwarzer Fleck blieb schließlich davon übrig.
Wie gebannt hatte Damona das Geschehen verfolgt. Jetzt wich ihre Starre. Leben floß in sie hinein. Sie mußte handeln! Schnell handeln!
Und sie wußte jetzt auch, wie!
Rasch bückte sie sich und nahm das Kruzifix auf. Zwei Sekunden verlor sie, als sie sich um die Jeffries kümmerte. Sie waren bewußtlos. Der Schock, der mit dem Tod des Vampirs, der sie unter Hypno-Kontrolle gehalten hatte, einhergegangen war, hatte ihre Gehirne regelrecht ausgeschaltet. Aber davon würden sie sich erholen. Miranda Jeffries lag so, daß Damona die Biß-Male sehen konnte.
War sie infiziert?
Fast zögernd legte Damona ihr das Kruzifix auf die Stirn. Miranda Jeffries reagierte nicht. Das bedeutete, daß sie nicht zur Vampirin werden würde. Zarnyr hatte ihr den Keim noch nicht einhauchen können.
Erleichtert atmete Damona auf. Sie hatte also doch rechtzeitig genug eingegriffen.
Sie verließ den altmodisch und gemütlich eingerichteten Livingroom, trat in den Flur und fand die Treppe, die ins Erdgeschoß führte. Wenig später verließ sie das Haus der Jeffries.
Kalt fauchte ihr der Wind entgegen und ließ sie frösteln. Aber das schob sie schnell beiseite. Sie stand ganz allein gegen das vereinte Böse. Was machte da schon das bißchen Kälte?

Für einen winzigen Moment durchbrach der Mond die schwere Wolkendecke. Sein milchiges Licht flutete auf die Erde herunter.

Damona zog die Wagentür zu. Sie drehte den Zündschlüssel um, knüppelte den Gang hinein und raste los.

***

Es war schlimm.

Das Höllengelächter war zwar abrupt verstummt, als sich Mike aufgerichtet hatte, aber in seinem Schädel hallte es nach und ließ immer noch seine Nerven beben. Und dazu kam jetzt noch ein anderer Einfluß.

Ghulghanaars Wahnsinn.

In dicken Schwaden schien er in ihn einzudringen und in seinem Gehirn ein weiteres Chaos zu entfesseln. Mike konnte nicht einmal mehr richtig abblocken. Seine Abwehr war porös geworden. Das war wohl endgültig der Anfang vom Ende.

»Steh auf!« knurrte der Wahnsinnige. Die Moordrohr duldeten es, daß er sich zum Wortführer aufschwang.

Mike kam dem Befehl nach. Seine Bewegungen waren langsam.

Einen Herzschlag lang leuchtete der unbändige Wunsch in ihm auf, sich auf dieses ekelhafte, arrogante Wesen zu werfen, darauf einzuschlagen… Aber Mike erkannte die Sinnlosigkeit eines derartigen Tuns. Außerdem bezweifelte er, daß er das so einfach hätte tun können. Ghulghanaar war gewiß auf der Hut. Und wenn nicht er, so auf jeden Fall die Moordrohr. Ihre Macht hatten sie ja bereits recht eindrucksvoll demonstriert.

»Du gibst dich hoffentlich keinen falschen Hoffnungen hin«, grollte Ghulghanaar sadistisch.

»Warum nicht? Du hast mir in letzter Zeit schon so oft prophezeit, daß ich verloren bin, da gewöhnt man sich irgendwann daran…«

»Du!«

»Ist es etwa nicht wahr?« Mike schaffte es sogar, zu grinsen.

Ghulghanaar stoppte ab. Sein wabbelnder Titankörper kam zur Ruhe. Die Augen glühten noch bösartiger. »Du wirst bereuen! Alles… Deine Unverschämtheit, deine Einmischung … Alles! Alles!«

Schrill hallte die Stimme des Wahnsinnigen durch den Raum.

Die Moordrohr bewegten sich unruhig. Das Flirren ihrer Lichtschilde wurde greller, kaum mehr erträglich. Aber sie griffen nicht ein. Sie schwebten zur Seite, näher an Ghulghanaar und Mike heran.

»Nun tu schon etwas, Ghulghanaar«, forderte Mike den Dämon spöttisch auf. »Es beginnt, langweilig zu werden. Merkst du nicht, daß deine Freunde unruhig werden?«

»Du hast recht, Hunter. Sie werden ungeduldig. Sie wollen ein Schauspiel. Ich habe es ihnen versprochen. Und sie sollen es

bekommen. Dieses Mal will ich mein Versprechen halten!«

Aus Ghulghanaars schwammigem Körper lösten sich schwarze Nebelfinger. An dünnen Fäden saßen sie. Sie schwebten vor…

Mike spannte sich an.

Er hatte dem Tod schon einige Male in die Augen gesehen, aber dieses Mal präsentierte er sich besonders häßlich. Die Fäden wirkten klebrig, schleimig… Von ihnen berührt zu werden, mußte fürchterlich sein.

Sie berührten ihn nicht.

Noch nicht!

Im Abstand von ein paar Zentimetern schwebten sie an Mike vorbei. Auf Layja/Kaath zu!

Der Zcoorr kauerte knapp einen Meter, leicht seitlich, hinter Mike.

»Er wird zuerst sterben«, erklärte Ghulghanaar genüßlich.

»Die Taktik ist auch nicht gerade neu!« würgte Mike heraus. Es fiel ihm schwer, seine Betroffenheit nicht zu zeigen!

»Dir fällt wohl nichts Neues mehr ein! Du bist eine glatte Null, Ghulghanaar!«

Ghulghanaar blieb unbeeindruckt.

Mike starrte zu Kaath hin und verlagerte sein Gewicht. Das Gesicht des Zcoorr zerfiel. Mike fragte sich, ob Layja noch in ihm weilte. So oder so – es durfte nicht sein! Ghulghanaar durfte Kaath nicht töten.

»Er ist unschuldig!« schrie Mike. »Ich habe ihn gezwungen, mir den Weg zu zeigen!«

Aber Ghulghanaars Klaue legte sich um den Körper des Zcoorr.

»Sieh hin, Hunter! Sieh genau hin! Dir wird es in ein paar Sekunden genauso ergehen!« lachte Ghulghanaar.

Vor Angst und verzweifelter Wut wurde es Mike ganz schlecht.

Himmel, er konnte doch nicht einfach zusehen…

Zu spät, Mike!

Layjas Stimme! Sie ging ihm durch und durch.

Das Buch… Du mußt dich um das Buch kümmern – und fliehen! Vielleicht gelingt es mir … abzulenken … Nicht an Kaath denken … Verloren

… *Zu viel auf dem Spiel* … Ihre Gedanken versickerten.

Und da explodierte Mike!

Er schrie! Nichts Menschliches hatte seine Stimme mehr. Und noch während er schrie, riß es ihn vorwärts. Etwas, das stärker war als die teuflische Lethargie, die von seinem Schädel aus durch seinen Körper pulste, trieb ihn. Layja? Sein eigener Wille? Er wußte es nicht.

Er stürmte an Ghulghanaar vorbei, und war sich dessen kaum bewußt. Hinter ihm schrie Kaath.

Ghulghanaar! Dieser Teufel! Wieviel Leid hatte er schon gesät!

Und er konnte ihm nichts anhaben!

Aber weshalb rannte er dann?

Wohin rannte er?

Das Buch, Mike… Das Buch mit den Formeln, die den Tunnel entstehen lassen. Es ist das einzige, das noch existiert …

Layjas Stimme durchdrang den Nebel, und der Bann wich. Mike konnte klarer denken. Er begriff, was er jetzt tun mußte! Nur so war der Triumph der finsteren Mächte noch zu verhindern!

Er fixierte das Buch. Von irgendwoher schwebte es ihm entgegen!

Auch das mußte Layjas Werk sein!

Die Moordrohr schrien.

Mit zwei riesigen Sätzen war Mike bei dem großen, brüchig wirkenden Wälzer und fischte ihn aus der Luft. Geschrei brach ringsum los. Die Moordrohr handelten. Mike fühlte es. Und die alten Götter setzten ihre wirksamste Waffe ein: Psychoterror!

***

Der Wind wurde stärker. Es begann zu schneien. Die weißen Flocken wirbelten kreisend vom Himmel und reflektierten das Licht der Scheinwerfer.

Damona hielt an. Die letzten Häuser Marnock Fearns lagen weit hinter ihr.

Die Angst in ihr verdichtete sich.

Aber sie gab ihr nicht nach. Eisern hielt sie an ihrem vorhin gefaßten Entschluß fest.

Hart knallte die Tür des Rovers ins Schloß. Damona eilte in das immer schneller werdende Schneetreiben hinein. Bei jedem Schritt versank sie tief im Schnee.

Sie wußte genau, wo sie war. Hier hatte sie ihre Kindheit verlebt, hier war sie aufgewachsen. Jeden Quadratmeter kannte sie.

Deshalb fand sie ihren Weg auch in dieser finsteren, wirbelnden Hölle.

Den Weg zu jenem Felsen, der wie ein mahnend erhobener Finger in den Himmel stach. Zu jenem Felsen, den die Leute im Dorf ehrfürchtig *Teufelsfinger* nannten. Sie fürchteten sich vor diesem Flecken Erde. Es ging das Gerücht um, daß hier früher die Hexen zusammengekommen waren, um dem Teufel zu huldigen. Und in den alten Sagen mußte ein Körnchen Wahrheit verborgen sein!

Damona fühlte die kalte Aura des Bösen!

Hastig eilte sie weiter. Steil bergan ging es jetzt. Das bedeutete, daß sie den Fuß des Felsens erreicht hatte. Der Wind fuhr ihr ins Haar und zerzauste es. Ein gespenstisches, orgelndes Heulen wurde immer lauter. Der Wind fing sich in den Ritzen und Spalten des *Teufelsfingers*.

Hoch ragte er auf. Und er war kein bißchen verwittert. Wind und Wetter hatten ihm nichts anhaben können. Damonas ausgestreckte

Hände stießen gegen ein Hindernis. Der *Teufelsfinger*. Senkrecht wuchs er aus dem kegelförmigen Untergrund.

Sie war am Ziel.

Heftig rang sie nach Luft. Schneidend kalt fauchte der Wind in ihre Augen.

Damonas Atem beruhigte sich.

Sie spreizte ihre Beine. Ihre Hände streckte sie in die Höhe, als wolle sie nach den brodelnden Wolken greifen und sie vom Himmel zerren.

Wie von selbst kamen die Worte über ihre Lippen. Sie schauderte.

Ein Unsichtbarer schien hinter ihr zu stehen und mit einem Eiszapfen über ihren Rücken zu streichen.

Der Wind fetzte ihr die Worte von den Lippen und peitschte sie davon. Noch schlimmer wurde das Schneetreiben.

Denn – Damona King rief den Fürsten der Finsternis! ASMODIS!

***

Das Dimensionstor!

Der Tunnel zurück in die Welt, die er kannte und liebte! Für die er kämpfte!

Das rote Glühen, das von ihm ausstrahlte, schien ihn anzuziehen.

Mike hielt darauf zu. Die Horror-Impulse, die auf ihn einprasselten, ignorierte er. Noch konnte er es. Layja half ihm dabei.

Die Moordrohr rasten von der Seite her auf ihn zu.

Aus dem Boden wuchsen Schlangen!

Entsetzt keuchte Mike auf. Die Schlangen waren plötzlich überall.

Windend pendelten sie hin und her. Schreckliche Rachen klafften auf. Violetter Geifer schäumte über hornige Lippen, zwischen blitzenden Fängen.

Illusion! Sie sind Illusion!

Mike hetzte weiter.

Die Schlangen verschwanden wie ausgeknipst.

Mike krallte das Buch gegen seinen Körper. Er würde es nicht mehr hergeben. Sollten sie nur versuchen, es ihm abzunehmen.

Kampflos bekamen sie es nicht.

Noch fünf Meter.

Fünf Meter bis zu dem Tor!

Hinter ihm herrschte unbeschreibliches Tohuwabohu! Kaaths Stimme kreischte immer schriller. Ghulghanaar tobte. Aus seinen zahllosen Mäulern brachen unflätige Flüche, Drohungen, Beschwörungen…

Dann ertönten klatschende Geräusche… Keuchen …

Jemand verfolgte ihn.

Mike wußte, wer es war.

»Du entkommst mir nicht, Hundesohn! Lauf nur… Lauf … Ich kriege dich!«

Ein anderer Mund Ghulghanaars schleuderte den Moordrohr eine Verwünschung entgegen. »Schneller! Beeilt euch! Haltet ihn! Tut etwas… Er darf nicht entkommen!«

Mike schaltete ab. Die sich überschlagenden Stimmen des Dämons verstummten. Die teuflischen Impulse seines Wahnsinns ebenfalls.

Irgendwoher bezog er die Kraft, das alles zu schaffen. Er begriff es selbst nicht.

Aber das brauchte er auch gar nicht. Er mußte nur laufen, laufen – laufen! Das Buch, in dem die Formeln geschrieben standen… Die Moordrohr durften es nicht mehr bekommen.

Das Tor glühte auf. So intensiv, daß man meinen konnte, die Luft würde brennen.

Der Boden unter Mikes Füßen geriet in wimmelnde Bewegung!

Hunderte, nein, Tausende von faustgroßen Käfern quollen um seine Füße herum, bissen sich daran fest. Wenn er auf sie trat, zerplatzten sie mit einem knirschenden Geräusch und verspritzten schwarze, klebrige Flüssigkeit.

Mike wurde langsamer.

Ghulghanaar holte auf. Sein brodelnder Atem wogte in Mikes Nacken. Das ließ ihn wieder zu sich kommen. Er besann sich auf die Realität! Auch diese Vision der Moordrohr verging. Und jetzt wußte Mike, daß sie keine Macht mehr über ihn hatten. Nicht mehr mit derartigen Tricks. Da mußten sie schon stärkere Geschütze auffahren.

Er ahnte, daß sie die hatten.

Ein rascher Seitenblick bestätigte ihm seine Ahnung. Die flirrenden Lichtlinien der Moordrohr verfestigten sich! Schemenhaft waren fürchterliche Körper sichtbar. Wesen mit Tierschädeln, aus deren Stirnpartien lange Hörner wuchsen… Schlangenköpfe … Klaffende Mäuler, aus denen grünliche Spaltungen zuckten … Geflügelte Körper … Schwingen, die unruhig flatterten.

Noch waren die Konturen unscharf, zu unscharf, um Einzelheiten erkennen zu lassen. Aber Mike hatte auch so genug gesehen. Er konnte sich ausmalen, was mit ihm geschah, wenn ihn diese Giganten in die Fänge bekamen. Und – sie waren keine Illusion! Sie waren echt!

Nachdem sie erkannt hatten, daß ihre bisherige Taktik keinen Erfolg mehr brachte, hatten sie sich zum offenbaren Eingreifen entschlossen.

Der Entschluß kam spät – aber nicht zu spät.

Rasend schnell waren sie. Viel schneller als Ghulghannar, dessen wabbelnder Titanenkörper viel zu ungelenk war.

Wie ein Orkan brach da die Geräuschkulisse über Mike herein, die er für einige Sekunden hatte ausschalten können. Seine Konzentration ließ nach. Das Chaos um ihn herum schaffte ihn. Kreischen. Heulen. Sausen. Jaulen. Lachen. Toben. Fluchen. Dazwischen Horror-Visionen. Flackernde Lichter. Schatten. Alles vermischte sich miteinander.

Funken explodierten vor ihm.

Mikes Körper tauchte in das flammende Rot des Tores hinein! Das Rot verdichtete sich. Zerrte an ihm. Riß ihn mit sich fort.

Mike hatte das Gefühl, von einem Riesen wie ein Tennisball in eine glühende, rote Unendlichkeit geschleudert zu werden.

Ein Gedanke begleitete ihn: *Leb wohl Mike… Tu … dich beeilen …*

Noch nicht vorbei! Ghulghanaar… Mike – jetzt kann ich nichts mehr für dich tun …

Ein reißender Schmerz krallte sich in Mikes Herz. Er wußte, was Layjas Gedanken zu bedeuten hatten. Sie opfert sich, dachte er verzweifelt. Mein Gott, sie opfert sich!

Dann hörte er das irre Lachen hinter sich, im Nichts.

Es riß ihn förmlich herum. Seine Gedanken überstürzten sich, wirbelten auseinander. Ghulghanaar. Er mußte ebenfalls in den Tunnel gelangt sein. Und da sah er ihn auch schon. Wie ein Phoenix tauchte er aus dem roten Nichts hinter Mike auf…

***

Das Para-Ego erkannte, daß es zu lange gewartet hatte.

Der wahnsinnige Dämon war Mike Hunter dicht auf den Fersen.

Im nächsten Augenblick mußte er ihn sich mit seinen dämonischen Gedankenklauen greifen und vom Dimensionstor zurückreißen!

Da handelte Layja!

Sie wußte, daß sie das viel Energie kostete, jene Energie, die sie so notwendig brauchte, um das Tor zu zerstören. Aber sie konnte nicht anders.

Sie versetzte Mike einen gewaltigen Stoß. Er raste förmlich in den Tunnel hinein: schnell wie ein Gedanke.

Layja fand noch die Zeit, ihm einige Gedanken des Abschiedes zu widmen, dann überstürzte sich alles. Die Moordrohr gaben ihre gleißenden Lichtschilde endgültig auf und zeigten ihre wahre, schreckliche Gestalt. Ghulghanaar glitt ebenfalls in den magischen Flammentunnel hinein. Gleichzeitig griffen die Moordrohr an.

Sie spürten sie. Sie wußten, daß sie für Mikes Entkommen verantwortlich war.

Und jetzt nahmen sie keine Rücksichten mehr. Fürchterlich war ihr Zorn. Und mit diesem Zorn schlugen sie zu! Gebündelte dämonische Energie raste wie ein riesiger Hammer auf Layja zu.

Mit einem knappen Gedankenimpuls schaffte sie es, auszuweichen. Aber damit schob sie ihr Ende nur hinaus. Sie konnte nicht mehr entkommen. Und sie wollte es ja auch gar nicht. Die Mündung des magischen Tunnels mußte zerstört werden. Wenn ihr das nicht gelang, so war alles vergebens gewesen. Dann konnten die Blutgötter – nachdem sie sie getötet hatten – doch noch dem wahnsinnigen Dämon

nachfolgen und damit beginnen, die Menschheit dem Joch des Bösen zu unterwerfen.
Layjas Geistkörper breitete sich direkt vor dem flammenden Tor aus. Wie ein durchsichtiger Film waberte er davor.
Und der Psychohammer der Moordrohr schoß wieder heran.
Dieser Schlag mußte sie treffen…
Wehmütig stellte Layja das fest. Nie wieder würde sie sich in den Gedankenkreis ihrer Schwestern einschalten können, nie wieder in den Leib der Baumblume Xytanaa zurückkehren, die auf einem der großen, bepelzten Bäume Ghorms auf sie wartete.
Aber Layjas Wehmut erlosch. Sie hatte das Leben eines Unschuldigen auf dem Gewissen. Kaaths Leben. Ihretwegen war der Zcoorr einen grausigen Tod gestorben. Er war zwar ein Werkzeug der Blutgötter gewesen, aber nicht abgrundtief schlecht. Das hatte sie erkannt, als sie in ihm gewesen war.
Sie hätte ihn nicht benutzen dürfen. Vielleicht wäre es ihr auch in ihrer rein geistigen Existenz gelungen, Mike Hunter zu begleiten, ihm zu helfen. Zumindest wäre es einen Versuch wert gewesen.
Mit dieser Schuld beladen hätte sie nicht mehr glücklich sein können. Sie war ein Geschöpf des Lichts. Sie bereute, daß sie durch ihre Schuld den Tod eines anderen lebenden Wesens verschuldet hatte.
Und jetzt war sie bereit, zu sterben….
Gleich mußte der alles vernichtende Schlag erfolgen!
Layja war glücklich. Sie hatte ihren Frieden gefunden und schlußendlich ihre Mission doch noch, erfüllt. Die entfesselten, nunmehr unkontrollierbaren Energien der Moordrohr würden sie vernichten – aber auch das Dimensionstor! Es konnte dieser geballten Macht unmöglich standhalten. Ihr war der Zauber nicht gewachsen. Er würde in sich zusammenfallen, wirkungslos werden. Und der Tunnel würde in Flammen aufgehen…
Die Moordrohr erkannten Layjas List! In letzter Sekunde wollten sie den Psychohammer zurückhalten, ablenken…
Aber er ließ sich nicht mehr aufhalten!
In einem tosenden Orkan aus Farben und berstenden Geräuschen und den Schreien und Flüchen der Moordrohr verging Layja, – und mit ihr die Mündung des magischen Tunnels.
Die Verbindung zwischen der Mikrowelt Moordrohr und der Erdoberfläche war unterbrochen!

***

Die Welt drohte in einem wirbelnden, gleißenden Chaos aus Schwarz und Weiß zu vergehen. Immer kälter wurde es. Immer dichter fiel der Schnee. Immer wilder jaulte und orgelte der Sturm.
Damona wußte, daß es soweit war. Asmodis hatte sie erhört! Er

mußte ihr erscheinen!

Ihre Anrufung war für ihn trotz des Sturmes deutlich genug gewesen. Damona hielt einen gewaltigen Trumpf in Händen. Damit lockte sie den Fürsten der Schwarzen Familie.

Die Luft in unmittelbarer Nähe des Teufelsfingers färbte sich dunkelrot. Der Boden begann zu zittern. Aus der Tiefe war dumpfes Grollen und Rumoren zu vernehmen. Es übertönte sogar das Spektakel der aufgewühlten Natur.

Asmodis' Auftritt stand unmittelbar bevor.

Rasch zeichnete Damona die Schutzzeichen auf Stirn und linke Brustseite. Das silberne Kruzifix, mit dem sie Brankon Zarnyr von seinem unseligen Dasein erlöst hatte, packte sie fester.

Jetzt kam es darauf an, die Nerven zu behalten.

Zischend fuhr eine Feuerlohe aus dem Boden – und erlosch. Dann erschien Asmodis!

Er verzichtete auf einen spektakulären Auftritt. Also wußte er, weshalb sie ihn gerufen hatte – und was für ihn auf dem Spiel stand.

Sein Gesicht manifestierte sich übergroß im Fels des Teufelsfingers. »Was willst du, verdammte Hexentochter?« fragte er scharf.

»Weißt du nicht, daß du mit deinem Leben spielst… Es wäre mir ein leichtes, dich jetzt zu vernichten!«

»Hör auf damit, Asmodis!« versetzte Damona spöttisch. »Du kannst mich damit nicht beeindrucken.«

»Unverschämte! Ich werde…«

»Du wirst mich anhören. Andernfalls werde ich mich an den obersten Herrn der Hölle wenden… An Satan. Es dürfte ihn wohl interessieren, was ich ihm über dich zu sagen habe.«

»Du drohst mir?«

»Du kannst das nehmen, wie du willst, es ist mir egal. Zarnyr hat mir von deinem hinterlistigen Vorhaben erzählt. Er hat mächtig geprahlt, aber das wirst du sicher mitbekommen haben. Schließlich bist du ja der großartige Fürst des Schattenreiches. Du hast intrigiert. Du hast einen klaren Befehl Satans umgehen wollen. Zarnyr sollte mich mit Hilfe Goorns zur Vampirin machen. Daraufhin hätte er mich mit einem Pseudobewußtsein versehen und dafür gesorgt, daß ich mit Ghulghanaar konfrontiert werden würde. Ich hätte den wahnsinnigen Dämon angegriffen – und mit Zarnyrs heimlicher Hilfe vermutlich auch besiegt. Nach vollbrachter Tat wäre mein untotes Dasein dann nichts mehr wert gewesen. Ihr hättet mich vernichtet. Fazit des Ganzen: doppelter Erfolg für dich. Ghulghanaar erledigt. Damona King ebenfalls. Satan wäre sehr zufrieden gewesen.«

»Nichts von dem kannst du beweisen!«

»Vielleicht doch. Woher willst du das schon wissen?« Damona lächelte sanft. »Außerdem… Ich glaube nicht, daß Satan großartige

Beweise verlangen würde. Deine Stellung ist momentan ziemlich wackelig, habe ich gehört. Keine Chance, Fürst. Deine Karten sind schlechter!«

Asmodis schwieg. Sein Gesicht zeigte einen düsteren Ausdruck.

Der Stein des *Teufelsfingers* schien zu pulsieren.

Dann spürte Damona das sanfte Tasten.

Asmodis versuchte, ihre Gedanken zu lesen. Er würde es jedoch nicht schaffen. Das Schutzzeichen auf ihrer Stirn war mächtig. Zudem blockte sie ihren Geist ab.

Der Höllenfürst merkte es einen Herzschlag später.

Damonas Gesicht blieb unbewegt.

Eine Sekunde später wußte sie, daß sie gewonnen hatte. Asmodis steckte zurück. Er sagte: »Was willst du also von mir?«

»Die Moordrohr haben den magischen Flammentunnel aufgebaut, der ihre Welt mit der Erdoberfläche verbindet. Das diesseitige Tor wurde im Schattenschloß manifestiert. Dorthin will ich!«

»Du weißt nicht, was du verlangst, Damona King! Dieses Schloß ist der Hort der ruhelosen Schatten… Nur während der Nachtperioden taucht es aus dem übergeordneten Kontinuum, das ihr Sterblichen Jenseits nennt. Eine Sterbliche dorthin zu versetzen, wäre Frevel …«

»Du hast die Wahl!«

Seine Raubtieraugen glühten in unheilvollem Feuer auf. »Wenn ich deinen Wunsch erfüllen würde, so müßtest du dich mir ganz ausliefern. Hast du das bedacht?« Lauernd kam die Frage.

Damona nickte. »Ja. Aber ich könnte sicher sein, daß du das nicht ausnutzt. Wie gesagt, ich habe vorgesorgt. Wenn mir etwas passieren würde, wäre Satan im nächsten Moment informiert. Er würde dich zur Rede stellen… Seine Nachforschungen würden Beweise zutage fördern, die meine Worte untermauern. Deine Intrige hat Spuren hinterlassen, Asmodis! Außerdem: Es dürfte ganz in deinem Sinne sein, mich in dieses ominöse Schattenschloß zu bringen. So erfüllt sich immerhin wenigstens einer deiner Wünsche … Entweder stirbt Ghulghanaar – oder ich.«

Das war eine lange Rede gewesen, und Damona hoffte, daß damit die Diskussion beendet war. Die Zeit raste dahin. Wenn Ghulghanaar und die Moordrohr bereits im Schattenschloß angekommen waren, hatte sie verloren.

Zu diesem Schluß schien auch Asmodis zu kommen.

»Dieses Mal hast du tatsächlich das bessere Blatt, Hexe«, meinte er fast belustigt. »Aber freue dich nicht zu früh… Mit deinem unverschämten Verhalten hast du mir einen weiteren Grund gegeben, niemals darin müde zu werden, dich zu bekämpfen. Irgendwann wirst du vor mir im Dreck liegen und winseln. Dann werde ich lachen und dich zertreten, so, wie man einen sich windenden Wurm zertritt!«

Weithin hallte das donnernde Gelächter des Höllenfürsten. Es verstummte rasch.

Asmodis Gesicht löste sich auf. Kalt und tot präsentierte sich der Fels des *Teufelsfingers*. Er schnitt in Damonas Bewußtsein – und explodierte in dessen Zentren. Sie spürte noch, daß sie auf die Knie niederfiel, dann stürzte sie kopfüber in einen schwarzen Schacht, der direkt im Zentrum des Universums mündete…

***

Der Vorhof der Hölle!

Dieser Ort forderte es geradezu heraus, so genannt zu werden.

Leises, wehmütiges Raunen und Flüstern und Rascheln nisteten überall in düsteren Ecken und Ritzen und Durchgängen, lagen wie eine unwirkliche, stete Melodie des Grauens in der Luft. Die Dunkelheit bewegte sich, sie lebte! Leise, gedämpfte Schritte waren zu hören, dann wieder schlangenhaftes, geschmeidiges Gleiten, so, als würde sich ein langer, schwerer Körper krampfartig am Boden winden. Schemen huschten über die schwarzen Wände und tauchten, wenn man genau hinsah, blitzartig darin ein.

Damona mußte sich zusammenreißen, um nicht schneller zu gehen. Auf Schritt und Tritt fühlte sie sich von unsichtbaren Augen beobachtet. Gestaltlose schwarze Nebel verfolgten sie. Manchmal kamen sie nahe heran, daß sie glaubte, sie würden sie im nächsten Augenblick erdrücken. Dann wieder berührten sie sie sanft, schmiegten sich wie ein schmutziger, klebriger Film an sie – um sogleich wieder auf Distanz zu gehen.

Aufregung pulste *in* der Schwärze und pflanzte sich fort. Damona spürte es.

Wie lange sie sich schon im Schattenschloß aufhielt, wußte sie nicht. Es konnten zwei Sekunden, zwei Minuten – aber auch schon zwei Jahre vergangen sein. Sie hatte die Augen geöffnet – und sich in einem riesigen Saal wiedergefunden. Ihre Erinnerung war sofort dagewesen. Ja, sie wußte genau, weshalb – und wie sie hierher gekommen war.

Asmodis hatte keine Tricks versucht.

Wenigstens hatte es den Anschein.

Ein flatterndes Geräusch ließ sie zusammenzucken. Es war dicht über ihr gewesen. Damona konnte einen kühlen Luftzug spüren.

Vorsichtig ging sie weiter durch die samtige Dunkelheit. Das Wispern und Raunen dauerte an.

Sie erreichte eine Treppe und stieg sie hinauf.

Das silberne Kruzifix in ihrer Rechten warf silberhelle Reflexe auf den Boden. Von irgendwoher fiel Licht ein. Nur ein schmaler Streifen, der der allmächtigen Dunkelheit nicht gefährlich werden konnte. Er

war einfach da. Scheinbar direkt aus dem Nichts erstrahlend.
Ein Zeichen der Urmächte des Lichts?
Nun, hier herrschte jedenfalls die Finsternis. Die Finsternis – und die Schatten.
Immer unruhiger wurden sie. Und zudringlicher.
Damona wußte, daß das Geschehen über kurz oder lang eskalieren würde. Hier war kein lebendes Wesen geduldet. Asmodis hatte sie gewarnt.
Eiskalt war die schattenhafte Hand, die sich plötzlich auf ihr Gesicht legte.
»Schön… Du bist so schön«, raunte es direkt an Damonas Ohr.
»Und so warm… Du lebst …«
»Sie lebt!« murmelte ein unsichtbarer Chor beinahe andächtig.
Damona ging schneller. Das Kruzifix vertrieb den Schatten, der ihr Gesicht berührt hatte. Die Macht des geweihten Silbers hielt die Wesenheiten zurück.
Wie lange noch?
Damona schritt einen Gang entlang. Dumpf hallten ihre Schritte auf dem Boden.
Wo sollte sie das magische Tor suchen?
Das Schattenschloß mußte riesig sein. Ein gigantischer Bau – und von gefährlichem Leben erfüllt.
Es wurde kälter.
Damonas Zähne klapperten aufeinander. Es nutzte nichts, daß sie sich einredete, sich die Kälte bloß einzubilden. Sie war da, und sie umfing sie mit ihrem tödlichen Griff.
Die Schatten kicherten und schwatzten.
Die gleitenden, raschelnden, keuchenden Laute wurden intensiver. Immer intensiver.
Plötzlich gellte ein Schrei auf!
Schaurig hallte er durch das Schattenschloß und ließ Damonas Nerven wie zu straff gespannte Stahlseile vibrieren. Die Stimme, die immer noch in ihr nachhallte, war verzerrt. Verzweiflung und Zorn und Angst schwangen darin.
Aber für Damona gab es keinen Zweifel.
Das war Mikes Stimme gewesen!
Das erkennen, sich orientieren und losspurten war eins!
Jetzt war alles egal: Die ständig nervöser und zudringlicher werdenden Schatten, die das Leben spürten, das in ihr pulsierte, die tödliche Gefahr… Alles!
Die Richtung, aus der Mikes Schrei gekommen war, hatte sie sich gemerkt. Dort mußte der magische Tunnel münden.
Und Damona rannte, als wären ihr sämtliche Höllengeister auf den Fersen. Irgendwie stimmte das ja auch. Hastige Bewegungen ringsum.

Schemen, die sich aufblähten und verschwanden. Urige Laute. Hecheln. Dumpfes Pochen.

Sie riß eine Tür auf.

Das Material war eiskalt und klebrig.

Etwas flatterte ihr entgegen. Sie duckte sich, federte vorwärts, in den Raum hinein.

Und schloß mit einem erstickten Aufschrei ihre Augen.

Aber nur für eine Sekunde. Sie hatte das Tor gefunden. Grellrote Flammenbündel umloderten es.

***

Ghulghanaars schwarze Nebelfaust schoß heran und traf ihn ins Genick. Mike wurde von dem Schlag regelrecht vorwärts katapultiert.

Automatisch bewegten sich seine Beine. Er blieb auf den Füßen, fiel nicht hin.

Damit hatte Ghulghanaar nicht gerechnet.

Er fluchte.

Es war kaum zu hören. Das Prasseln des Höllenfeuers, das seit einiger Zeit hinter ihnen hertobte, weil der Zauber offenbar nicht mehr wirksam war, der den Tunnel geschaffen hatte, war lauter.

Mike kannte das ja schon. Von seinem Schrecken hatte es trotzdem nichts verloren.

Taumelnd rannte er weiter. Es war das einzige, was er tun konnte.

Das Tor war so nahe. Er konnte es sehen. Wie eine verheißende Vision stand es ein paar Meter vor ihm. Mit jedem Schritt kam er ihm näher. Mit jedem Schritt…!

Wie lange rannte er schon? Seit Ewigkeiten! Seit dem Zeitpunkt, da Ghulghanaar hinter ihm aus dem roten Nebel aufgetaucht war und seine Verfolgung aufgenommen hatte.

Er hatte aufgeholt.

Jetzt war er nur ein paar Meter hinter ihm.

Die Wände des Flammentunnels verwischten. Mike hatte das Gefühl, irrsinnig schnell zu rennen. Aber das Gefühl täuschte. In Wirklichkeit torkelte er wie ein Betrunkener. Seine Bewegungen waren schwerfällig. Bleigewichte schienen an seinen Füßen zu hängen.

Kein Wunder, daß Ghulghanaar ihn endgültig packen konnte!

Die schwarze Faust glitt wieder heran, die riesigen Finger öffneten sich wie ein zu Boden schwebender Fallschirm – und griffen zu.

Mike wurde abrupt gestoppt. Die Faust drückte zu.

»Hab ich dich!« geiferte Ghulghanaar.

Mike war am Ende, und er wußte es. Das Buch entfiel ihm. Dumpf knallte es auf den Boden. Eine zweite schwarze Faust Ghulghanaars hob es auf.

»Verloren, Mike Hunter! Endgültig verloren!«

Mike schrie, als Ghulghanaars Faust zur eisernen Klammer wurde und Schmatzlaute ertönten. Gleichzeitig brachte ihn ein glühendheißes Brennen überall an seinem Körper schier um.

Ghulghanaar saugte ihm seine Lebensenergie ab!

***

Ohne zu überlegen, hetzte Damona in den Flammentunnel hinein.

Ghulghanaar hatte Mike gepackt. Er hatte keine Chance mehr. Verzweifelt wand er sich im Griff Ghulghanaars.

»Mike!« schrie Damona.

Damit lenkte sie Ghulghanaar ab.

Seine Spaltaugen fixierten sie. Boshaft kicherte er. Die langen, schleimabsondernden Nervenfäden peitschten die Luft.

Hinter seiner monströsen Gestalt brannte die Luft!

Immer schneller raste die Flammenhölle heran!

Damona wußte, was das bedeutete. Noch ein paar Minuten, dann gab es diesen Tunnel nicht mehr!

Im Laufen riß sie ihre Rechte hoch und schleuderte das Kruzifix.

Flirrend sauste es davon, und fraß sich in den schwarzen Faden, an dem die Faust saß, die Mike so zu schaffen machte. Der Faden löste sich unter der zersetzenden Kraft des geweihten Silbers auf.

Die Faust gleich darauf ebenfalls.

Mike war frei.

Ghulghanaar tobte.

Wie ein riesiger Fleischberg walzte er heran. Er wollte Mike regelrecht überrollen. Fest entschlossen schien er, sein Opfer nicht mehr herzugeben.

Aber Damona gelang es, ihn zu stoppen.

Mit einem brutalen telekinetischen Schlag warf sie den Dämon zurück. Kreischend wirbelte er herum. Aber er erholte sich blitzschnell. Er wußte, daß es auch um sein Leben ging.

Schon war er wieder auf seinen Stummelfüßen und hetzte los.

Damona erreichte Mike.

Er war halb ohnmächtig. Sie zog ihn hoch. Seine Füße knickten ein.

»Los, Mike… Komm schon, reiß dich zusammen …«, drängte sie verzweifelt.

»Hallo… Damona …«, quetschte er heraus.

Er erkannte sie.

Wenigstens etwas.

Ghulghanaar holte auf.

Damona warf einen raschen Blick über die Schulter zurück. Keine Chance, erkannte sie. So nicht.

Sie konzentrierte sich.

Knisternd baute sich eine Wand aus reiner Para-Energie vor ihr auf.

Durchsichtig war sie, klirrend und gleißend. Ein Fanal des Lichts.

Ghulghanaar rannte schreiend und kreischend dagegen an. Er hatte die tödliche Falle erkannt, die sich da vor ihm aus dem Nichts heraus manifestiert hatte.

Er rannte dagegen – und wurde zurückgeworfen.

Die Para-Barriere hielt!

Damona kümmerte sich nicht mehr darum. Sie zerrte Mike mit sich. Noch vier Schritte… noch drei …

Dann riß sie ihn aus dem Tunnel.

Ein Blick zurück.

Noch immer warf sich Ghulghanaar gegen die Barriere. Damona sah, wie sie jedesmal in grellem Licht auflohte. Die Anstrengung machte sich bemerkbar. Lange konnte sie die Barriere nicht mehr halten. Rasend schnell flossen ihre Para-Energien ab und wurden von der Wand aufgesogen!

Schweiß brach Damona aus allen Poren.

Gleichzeitig zitterte sie. Ihre Zähne gruben sich in ihre Lippe. Den Schmerz spürte sie nicht. Trancezustand. Für Sekundenbruchteile löste sich ihr Geist von ihrem Körper. Die Barriere brauchte Energie, um standzuhalten!

Sie gab ihr diese Energie!

Sich selbst!

Damona stärkte die Barriere.

Das Feuermeer brauste heran. Ghulghanaar drehte durch, als er begriff, daß er verloren war. Die ersten Flammen tanzten über seinen schwammigen Leib. Er verfärbte sich braun, dann schwarz. Rasend schnell ging es dann.

Damona riß ihren Geist aus der Para-Barriere.

Jetzt mußte sie zusehen, daß sie sich in Sicherheit brachte!

In Nullzeit manifestierte sie sich wieder in ihrem Körper. Hinter ihr brach die rein geistige Mauer in sich zusammen. Das Feuer raste weiter. Nur noch sein Prasseln und Toben und Krachen und Knistern waren zu hören.

Aber auch das verstummte, als sich das magische Tor mit einem Schmatzlaut schloß.

Es war vorbei.

Dieses Mal endgültig.

Ghulghanaar war vernichtet!

***

Ganz langsam nur tauchte Mike aus dem bleischweren Schlaf an die Oberfläche empor. Der Traum wollte ihn einfach nicht loslassen. Er fühlte sich leicht und fit – wie ein Schmetterling im Frühling. Und dann waren da noch die beiden hübschen Girls…

Er schwebte ihnen nach.

Aber er erreichte sie nicht!

Dafür sorgte dieses penetrante Kitzeln an seiner Nase. Jetzt konnte er es nicht mehr länger ignorieren. Traum – ade! Mit einem brummigen »Was soll denn das?« kam er hoch und riß die Augen auf.

»Na, na«, machte Damona. Mit einem spitzbübischen Grinsen blies sie die Feder davon, mit der sie ihn malträtiert hatte.

»Ist was?« fragte Mike Hunter harmlos.

»Und ob, mein Lieber. Du hast jetzt lange genug geschlafen. Zwei Tage lang. Einmal muß Schluß sein damit. Du mußt etwas essen…«

Sie deutete auf das Tablett, das sie ihm ans Bett gebracht hatte.

Eine ganze Batterie Köstlichkeiten war darauf aufgestapelt.

»Zwei Tage«, murmelte Mike versonnen. Dann fiel ihm wieder alles ein. Ein bitterer Geschmack war in seinem Mund. Jetzt erst kapierte er, daß es ein Wunder war, daß er noch lebte und von hübschen Girls und Schmetterlingen träumen konnte.

»Layja… Kaath … Sie sind tot. Alle sind tot …«, murmelte er.

Dann riß er sich zusammen. Er wollte jetzt nicht daran denken. Es tat weh.

»Wie hast du es diesmal nur geschafft, Damona?« fragte er sie unvermittelt.

Sie lächelte, schob ihr hübsches Kinn vor und erzählte es ihm in vier Sätzen.

»Hört sich ziemlich einfach an«, kommentierte er.

»Und wie hast du mich aus dem Schattenschloß hierher gebracht? Ich meine – das kannst du doch nicht ganz allein geschafft haben. Immerhin bringe ich fünfundsiebzig Kilo Lebendgewicht auf die Waage…«

»Du wirst lachen, – aber es war ganz einfach.«

»Ganz einfach«, echote er verständnislos.

»Ja. Nachdem sich das magische Tor geschlossen hatte, begann sich das Schattenschloß aufzulösen. Der Morgen graute. Das Schloß wechselte von unserer Ebene wieder ins Jenseits hinüber. Ich stand plötzlich wieder am Fuße des Teufelsfingers. Und du ebenfalls. Ich brachte dich zum Rover. Es hat ein bißchen guten Willen und Schweiß gekostet, aber das bist du mir immer wert…«

Er schüttelte den Kopf, griff nach ihr und zog sie zu sich heran. In seinen Augen lag alle Zärtlichkeit der Welt – und noch etwas, das sie jetzt am allerwenigsten dort zu sehen erwartet hätte.

»He, du Wüstling«, protestierte sie lachend, »ist dir klar, daß du dich schonen mußt…«

»Das schon. – Aber hast du noch nie etwas von Beschäftigungstherapie gehört? Bei manchen Kranken beschleunigt das die Genesung ganz ungemein…«

Und dann küßte er sie.
Und wie!

ENDE